J. F. Castelli's
sämmtliche Werke.

Neunzehntes Bändchen.

Vermischte Schriften.

Dritte Auflage.

WIEN.
Im Selbstverlage des Verfassers.
„Zum Vortheile des österr. Thierschutzvereins.“
1858.

J. F. Castelli's

sämmtliche Werke.

Neue Folge.

Drittes Bändchen.

Vermischte Schriften.

Wien.

Im Selbstverlage des Verfassers.

»Zum Vortheile des österr. Thierschutzvereins.«

1858.

Gedichte.

Der Calvarienbaum.

Legende.

Es kam vom heil'gen Grabe
Zurück ein Rittersmann,
Und traf so Frau als Kinder
Im besten Wohlsein an.

Vom Orient Geschenke
Theilt' er an Alle aus,
Es herrschte große Freude
Im neu belebten Haus.

Nur seine jüngste Tochter
Die wurd' er nicht gewahr,
Weil eben in der Kirche
Sie bei der Messe war.

Und als nach einer Stunde
Sie war herbeigeeilt,
Da waren die Geschenke
Schon alle ausgetheilt.

Doch vom Calvarienberge
  Fand sich noch eine Nuß,
Die schenkte ihr der Vater
  Mit einem Willkommsgruß.

Sie steckt' sie in die Erde
  Und betete dabei,
Daß Gott sie wachsen lasse,
  Und daß die Frucht gedeih'!

Und täglich goß sie fleißig
  Die Nuß, am Morgen früh
Und auch noch jeden Abend,
  Und endlich keimte sie.

Zwei kleine Blättlein schoßen
  Bald aus der Erd' heraus,
Die Blättlein wurden Zweige,
  Und dann ein Stamm daraus.

Und Zweig und Stamm verschlangen
  Sich dran so wunderbar,
Daß dann der Baum Herrn Jesus
  Am Kreuze stellte dar.

Den Wunderbaum verschenkte
  Die Maid den weißen Frau'n,
Zu Mästrich in der Kirche
  Ist er dort noch zu schau'n.

Sankt Odilo.

Legende.

Seht ihr den lieblichen Knaben wohl?
Seine Wangen sind blaß, sein Äuglein ist hohl,
In Jahren, wo wachsen soll jegliche Kraft
Vertrocknet in ihm schon des Lebens Saft,
In seinen Mienen zeigt sich der Schmerz,
Kann den Körper nicht tragen mehr himmelwärts,
Gleich Thieren kriecht er entnervt und krumm
Im stillen Leiden am Boden herum.
Einst als ihn die Wärt'rin in's Freie trägt
Und dort auf bemoosetes Erdreich legt,
Da geht sie dann fort und läßt ihn allein
Im wärmenden heilenden Sonnenschein;
Und eine Kapelle steht nebenan,
Die schaut das Knäblein vergnüglich an;
Denn es schimmern die farbigen Fensterlein,
Weil drauf sich spiegelt der Sonnenschein.
Und immer schaut er mit trunkenem Sinn,
Es zieht den Kleinen mit Macht dahin,
Er wälzet sich mühsam hin zur Kapelle
Und kriecht sogar auch über die Schwelle,
Und jetzo an dem heiligen Ort
Umfängt ihn labende Kühlung dort;
Er blickt umher, so gut er nur kann,
Und über dem Hochaltar sieht er alsdann
Gemalet ein Muttergottesbild
Drauf schläfert die Jungfrau gar sanft und mild

Das Jesukindlein zur Ruhe ein,
Und auf die Gruppe fällt Sonnenschein.
Und der kranke Knabe das Bild erschaut,
Es gefällt ihm sehr und er weinet laut
Und ruft: „Ach das ist ein glückliches Kind,
„Es ruht in den Armen der Mutter so lind,
„Sie thut ihm so schön, und sie deckt es gut zu,
„Damit es nichts störe in seiner Ruh',
„O Mütterchen lieb, o Mütterchen fein!
„Erbarme dich, gute Mutter, auch mein,
„Ich bin ein armer und kranker Knabe,
„Noth thut mir's, daß ich 'ne Pflegerin habe!"
Und kaum sprach der Knabe die Worte aus,
Da war ihm, als stieg' aus dem Rahmen heraus
Die milde, die himmlische Muttergestalt
Und nahe sich ihm und berühr' ihn alsbald
Mit sanfter Hand, und streck' ihm die Glieder
Auf ein gutes, gar weiches Bettelein nieder
Und flöß' in die Wunden ihm Balsam hinein,
Und in ihren Armen da schlaf' er jetzt ein. —
Und als er aus seinem Schlafe erwacht,
Da war es in der Kapelle Nacht,
Er hatte wirklich geschlafen lang,
Und es graute ihm schier und es ward ihm bang,
Alsbald aber fühlt' er ein kräftiges Regen,
Er konnte aufstehn und sich bewegen,
Den Kopf, der zur Erde gesenkt war zuvor,
Jetzt kühn erheben zum Himmel empor,

Da wußt' er vor Freud' kein Ziel und kein Ende,
Und betend faltet' er seine Hände
Und dankte der Gottesmutter und ging
Nach Haus, wo erstaunt ihn der Vater empfing.
Von dieser gottgesegneten Stund'
War der Knabe immerdar frisch und gesund
Und immer durch's ganze folgende Leben
Mit Inbrunst der heiligen Mutter ergeben,
Sie schenkte ihm Kraft und Geistesstärke,
Mit ihrer Hilf' that er Wunderwerke.

Die Mücken.

Als Harum einst in seinem Gemach
Vertraulich sich mit dem Iman besprach,
Da plagte ihn eine Mücke gar sehr,
Sie flog um den Kopf immer hin und her
Und stach ihn bald hier und bald wieder dort,
Und nicht gelang's ihm, zu jagen sie fort.
Da fragt' er den Iman, zu welchem Behuf
Allah die abscheulichen Mücken erschuf?
Der Iman sprach: Wenn dieß kleine Thier
Auch zu nichts Anderm auf Erden ist hier,
So ist ihm gewiß doch vor Allen eigen,
Den mächtigen Fürsten der Erde zu zeigen,
Daß, wenn ihre Macht, ihre Herrlichkeit
Sich auch erstreckt über Länder und Leut',

Sie dennoch nicht so vermögend sei'n,
Sich von dem winzigen Thier zu befrei'n.
Es macht auf des Königs erhabener Nase
So wie auf jener des Knechts eine Blase,
Und tödtest du auf deiner Backe das Thier,
Gibst du dabei selbst eine Ohrfeige dir.
Drum mögest du lassen dem Thier seine Freuden
Und Mückenfängereien hübsch vermeiden.

Brief an einen Arzt.

Sonntags besuchten Sie mein Weib
Und haben ihr ordiniret,
Montags hatte sie offenen Leib
Und hat recht tüchtig purgiret,
Dienstags gaben Sie stärkenden Trank,
Sie trank davon vierzehn Becher,
Mittwoch wurde sie sterbenskrank
Und Donnerstags noch viel schwächer,
Freitags ließ den Notar sie kommen
Und diktirte ihr Testament,
Samstags hat sie den Starrkrampf bekommen,
Und Abends nahm es mit ihr ein End;
Ich schließe dem Brief hundert Gulden an,
Für den Dienst, den Sie mir gethan.

Die Nachtschwärmer.

Hedschadsch ließ den Befehl ergehen:
Wer bei Nacht auf der Straße zu sehen
Nach der Stunde der Mitternacht,
Werde sogleich zur Haft gebracht,
Und wenn nicht nöthig gewesen sein Gang,
Soll er büßen es durch den Strang.
  Einst fand nun des Staatsvogts Wacht
Drei junge Leute um Mitternacht,
Die aus einer Herberge kamen,
Und sich etwas toll benahmen.
Und als der Vogt sie dann gefragt,
Wer sie sei'n? hat der Erste gesagt:
  „Ich bin der Mann, vor dem sich alle Menschen beugen
  Und den ein jedes Haupt entblößet grüßt,
  Den Niemand waget bei Gerichte anzuzeigen,
  Wenn er auch manchmal etwas Blut vergießt."
Ei! — dachte der Vogt, — ein gewaltiger Mann,
Den man wohl nicht stranguliren kann.
Und als er dann den Zweiten gefragt,
So hat ihm der, wie folget, gesagt:
  „Ich sitze auf erhab'nem Throne
  Und trag' den Scepter in der Hand,
  Ich spende Strafen und belohne,
  Von mir strömt Weisheit in das Land." —
Der Vogt getraute sich wieder nicht
Den Mann zu strafen nach seiner Pflicht:

Er dachte: Das ist ein gelehrter Mann,
Den nicht so leicht man abthun kann.
Und als er dann den Dritten gefragt,
So hat ihm dieser also gesagt:
„Wo ist noch Einer, der im Reiche
Mir an Wohlthätigkeit noch gleiche?
Mich wird einst lohnen Himmelsfreude,
Da ich die Nackten all' bekleide."
O! dachte der Vogt, welch ein frommer Mann!
Den man den Armen nicht nehmen kann.
Die drei Gesellen behielt er die Nacht.
Und sie bekannten dann aufrichtig hier:
Der Erste, er sei ein Friseur und Barbier,
Der Zweite, daß er ein Schulmeister sei,
Der Dritte, ein Schneider. Hedschadsch ließ sie frei,

Des Kadi List.

Auf einem Hügel, gar lieblich zu schau'n,
Da wollte sich Hakkam ein Landhaus bau'n;
Den Hügel aber besaß ein Weib
Und hing daran mit Seel' und mit Leib.
Da Hakkam ihn nun für Gold nicht bekam,
Geschah's, daß er mit Gewalt ihn sich nahm.
Das Weib ging zum Kadi und klagt' ihm ihr Leid
Und bat auf den Knie'n um Gerechtigkeit.
Der Kadi sprach: „Das Gesetz ist für dich,
Doch Hakkam dünkt drüber erhaben sich;

Drum können den Weg Rechts wir nicht geh'n,
Doch will ich es anders zu lenken seh'n."
Der Kadi ließ satteln den Esel darauf
Und lud einen sehr großen Sack ihm auf
Und so ritt er dann auf den Hügel hin,
Wo Hakkam dem Bau nachzusehen erschien.
„Was willst du? fragt' Hakkam, Ibn-Bachir von mir?
Und wozu der Sack, den du bringest mit dir?"
Der Kadi verneigt' sich bescheidentlich
Und erbat eine Gnade vom Herrscher sich:
„Erlaube den Sack, Herr, zu füllen mir
Mit Erde von diesem Hügel hier!"
Der Wunsch ward gewährt, und es füllte sodann
Der Kadi den Sack bis zum Rande an:
„Jetzt hilf mir o Herr, — bat er weiter hierauf,
Zu heben den Sack auf den Esel hinauf! —"
Und lächelnd sprach Hakkam: „Ei seltsam Begehr,
Der Sack voll Erde, der wird mir zu schwer."
In Rechtsgefühl glänzt nun des Kadi Gesicht
Und mit edler Kühnheit er also spricht:
„Wie Herr? beim Allah! es wundert mich sehr,
Der Sack mit Erde ist schon dir zu schwer
Und doch schließt er nur ein Theilchen in sich
Von dem, was mit Unrecht du reißest an dich;
Wie willst du denn tragen zum letzten Gericht
Den ganzen Hügel? Das kannst du nicht!"
Den Kadi traf ein ungnädiger Blick,
Doch gab der Kalif den Hügel zurück.

Die drei Gürtel.

Mährchen.

Es lebten drei junge Mädchen
Nicht weit von Samarkand,
Die Aeltern Kalide, Zelime,
Die Jüng're Azema genannt,
Die Ersten beiden zierten
Die Reize in schönstem Verein,
Azema aber war häßlich,
Hochschulterig und klein.

Die Schwestern, auf Schönheit eitel
Wie nun schon die Weiber sind,
Die sagten oft zu Azema:
„Du armes, armes Kind,
Du dauerst uns vom Herzen,
Es wird wohl nie ein Mann
Für dich in Lieb' entbrennen,
Und einsam lebst du dann.

Um Liebe zu gewinnen,
Bist du zu wenig schön,
Auch bist zu wenig reich Du,
Um dieß zu überseh'n,
Für dich blüht leider niemals
Der Ehe großes Glück,
Drum übe dich bei Zeiten
Zu dulden dein Geschick.

Es machten diese Worte
Der Kleinen wenig Leid,
Sie kannte noch nicht Liebe
Und auch nicht Eitelkeit,
Sie überdachte noch nicht
Ihr künftiges Geschick,
Die Freuden ihrer Jugend
Die machten noch ihr Glück.

Einst gingen die drei Schwestern
In's nahe Waldgebiet,
Die Aeltern pflückten Blumen
Und zierten sich damit;
Doch die Azema pflückte
Bot sie den Schwestern dar,
Weil ihr, sich selbst zu schmücken,
Ganz etwas Fremdes war.

Da sah'n sie plötzlich vor sich
Ein Weiblein, das im Gras
Gebeugt von hohem Alter
In tiefem Schlummer saß;
Kalide sah mit Abscheu
Das Weib, trat näher dann
Und sprach zu ihrer Schwester:
Komm, sieh die Hexe an.

Was Häßlicher's hab niemals
Im Leben ich geschaut

Das Antlitz voller Flecken,
  Citronengelb die Haut,
Sieh wie das Haar in Borsten
  Auf zu den Lüften steigt,
Und wie die Nase zierlich
  Sich zu dem Kinne neigt.

„Sie schmücken alle Reize
  Im herrlichsten Verein,
Gewiß, es muß die Alte
  Die Liebesgöttin sein!"
So spotteten die Schwestern
  Und kicherten dazu,
Doch störte dieß die Alte
  Nicht in der süßen Ruh!

Azema aber sagte,
  Das Herz von Mitleid weich:
„Pfui! schämet Euch, Ihr Schwestern
  Was that das Weiblein Euch?
Sie ist jetzt alt, und Schönheit
  Im Alter leicht vergeht,
Ihr werdet auch einst altern,
  Wie es zu hoffen steht."

Drauf hat der Alten Lager
  Mit Zweigen sie umlaubt,
Weil jetzt die Sonne brannte
  Gerade auf ihr Haupt,

Die Schwestern aber folgten
  Dem schönen Beispiel nach,
Und als das Werk vollendet,
  Da ward die Alte wach.

Erstaunt sieht sie gelagert
  Sich unterm Palmendach,
Erräth auch, wer zum Schutze
  Ihr diese Zweige brach:
„Kommt," sprach sie zu den Mädchen,
  Was Ihr für mich gethan,
Wohl mir, daß ich, Ihr Guten,
  Es Euch vergelten kann.

Empfanget die drei Gürtel,
  Sie haben seltne Macht,
Mehr Werth ist ihre Wirkung
  Als ihre äuß're Pracht."
So sprach sie, nahm die Gürtel
  Aus ihrer Brust heraus,
Und breitete den Schwestern
  Sie auf dem Rasen aus.

Zwei Gürtel waren prächtig,
  Den Königskronen gleich,
Mit Perlen und Brillanten
  Besetzet überreich,
Der dritte Gürtel aber
  War nur ein weißes Band,

Durch welches hier und da sich
Ein kleines Veilchen wand.

Kalide und Zelime
Ergriffen voll Begier
Die beiden prächt'gen Gürtel:
„Dieß Band gehört dann mir,"
Sprach dann Azema lächelnd
Und schlang das Band um sich,
„Selbst dieser Veilchengürtel
Ist schon zu schön für mich."

„So recht, du liebes Mädchen!"
Die Alte sprach zu ihr,
„Bescheidenheit ist aber
Die allerschönste Zier;
Bewahre diesen Gürtel
Und laß ihn nie von dir,
Was immer man für Schätze
Dir bieten mag dafür.

So lang kein Stolz sich reget
Bei dir, und trägst dieß Band,
Wird es auch rauben können
Dir keine Menschenhand:
Doch trennst du dich vom Gürtel
Wird auch verloren sein
Das Glück, das dir nur dieser
Verschaffen kann allein."

Azema schwört, der Gürtel
Komm' nie von ihrem Leib,
Darauf verschwindet plötzlich
Das alte Zauberweib.
Die Schwestern geh'n nach Hause
Sich freuend ihrer Pracht,
Azema sehr bedauernd,
Daß sie so schlecht bedacht.

„Wir müssen," sprach Kalide,
Noch heut nach Samarkand
Zu diesem Schmuck gehört sich
Ein prächtiger's Gewand."
Sie eilten fort zur Stunde
Azema blieb allein,
Und zur gewohnten Arbeit
Ging sie in's Haus hinein.

Die Schwestern kamen wieder
Bevor die Nacht brach an,
Mit prächt'gen neuen Kleidern
Von Seide angethan,
Sie stritten um den Spiegel
Sich vorerst lange Zeit,
Dann kündeten Azema'n
Sie eine Neuigkeit.

Der Sohn des Sultans Hiram
Will sich vermählen jetzt,

Es ist nach alter Sitte
  Der Tag schon festgesetzt,
Wo eine Landestochter
  Soll treffen seine Wahl,
Und dazu ist versammelt
  Der Schönsten große Zahl.

Auch wir sind aufgefordert
  Zu treten in die Reih'n,
Wir werden, sagt der Spiegel,
  Die Häßlichsten nicht sein;
Willst du mit uns, Azema,
  Hin in die Hauptstadt geh'n,
So kannst du auch das seltne
  Und prächt'ge Schauspiel seh'n.

„Mit Freuden will ich, Schwestern,
  Euch meine Dienste weih'n,
Mein Lohn sei dann ein Zeuge
  Von Eurem Sieg zu sein." —
Und als am nächsten Morgen
  Die Sonne kaum erstand,
So zogen die drei Schwestern
  Schon hin nach Samarkand.

Sie kauften dort sich Sklaven
  Und mietheten ein Haus
Und gaben sich für fremde
  Sehr reiche Damen aus,

Die hergekommen seien
Von einem fernen Land
Um mit sich zu bewerben
Um Hirams Herz und Hand.

Es sandte nach der Sitte,
Die hier Gesetze gab,
Der Sultan zehn Eunuchen
Zu untersuchen ab,
Ob diese fremden Frauen
Auch wirklich würdig sei'n
Als seines Sohnes Weiber
Zu treten in die Reih'n.

Sie wurden aufgezeichnet
In der Bewerber Kreis,
Man prophezeite ihnen
Im voraus schon den Preis.
Azema aber zog sich
In ihr Gemach zurück,
Und fand nur in der Schwestern
Zufriedenheit ihr Glück.

Es kam der Tag des Festes,
Schon in der Nacht vorher
War Samarkand beleuchtet
Als wie ein Feuermeer;
Und an dem nächsten Morgen
Beim ersten Sonnenschein

Da zogen hundert Frauen,
Gewählt aus tausend, ein.

Es waren ihre Sänften
Geschmücket königlich,
Und eine Sklavin hatte
Auch jede hinter sich.
Azema, um beim Feste
Auch mit dabei zu sein,
Nimmt bei der Schwestern Einer
Den Platz als Sklavin ein.

In einem hohen Saale,
Der Feentempeln glich,
Auf golddurchwirkte Polster
Reih'n nun die Frauen sich;
Die Nebenbuhlerinnen
Sie mustern sich mit Neid
Und harren auf den Prinzen,
Der schlichten soll den Streit.

Jetzt tönt Musik von außen
Der Sultan mit dem Sohn
Erscheint, vom Hof umgeben,
Und steiget auf den Thron;
Es pochen alle Herzen,
Und ringsum wird es stumm,
Prinz Hiram wirft die Blicke
Im Kreis der Frau'n herum.

Azema ist nur ängstlich
Für's theure Schwesternpaar,
Sie blicket auf den Prinzen,
Und er wird sie gewahr;
Da steigt er schnell vom Throne
Und ruft von Glut beseelt,
Wie nur sein Herz empfunden:
„Ich habe schon gewählt.

Dort ist sie, die soll herrschen
Mit mir in Samarkand!"
Er deutet auf Azema,
Die bei den Schwestern stand,
Und diese, die bezogen
Die hohe Gunst auf sich,
Sie standen auf und beugten
Tief vor dem Prinzen sich.

Er aber faßt Azema,
Die zittert, bei der Hand,
Und führet sie zum Throne,
Und rings im Saal entstand
Ein Murmeln und ein Flüstern,
Vor Neid die Frau'n erglüh'n,
Die Männer doch seh'n lüstern
Auf's schöne Mädchen hin.

Azema'n schien dieß Alles
Nur einem Traume gleich,

Sie zitterte und bebte,
Und ward bald roth, bald bleich;
Was bei dem Anblick Hirams
Im Herzen sie empfand,
Das hatte bis zur Stunde
Noch niemals sie gekannt.

Und es gebot der Sultan
Nun Stille in dem Saal:
Und sprach zu seinem Sohne:
„Ich bill'ge deine Wahl,
Doch weißt du wohl, die Schönheit
Ist nicht genug zum Glück,
Die fesselt nur auf einen
Ganz kurzen Augenblick.

Auch Demuth ist die schönste
Der Gaben der Natur,
Doch dauerhaft beglücken
Geist und Talente nur;
Laß seh'n, ob Jene, welche
Zur Gattin Du gewählt,
Auch soviel inn're Reize
Als äußerliche zählt."

Das arme Kind erblaßte
Und ihre Angst war groß,
Sie wußte wohl, daß niemals
Sie Unterricht genoß;

Sie kniet am Throne nieder
Und bat: „O laßt mich fort
Ein ungebildet Mädchen
Paßt nicht für diesen Ort.

In Dunkelheit geboren
Sehn' ich mich nicht nach Licht
Was dich beglücken könnte,
O Herr, besitz' ich nicht,
Ein Herz nur, nicht Talente,
Allah mir Armen gab."
Und dabei floßen Thränen
Die Wangen ihr herab.

Sie wollte schnell entfliehen,
Der Prinz hielt sie zurück,
Auf einen Wink des Sultans
Ertönte jetzt Musik;
Und zwanzig Frauen sangen
So schön, so ausdrucksvoll,
Daß, als sie dann geendet,
Der laut'ste Beifall scholl.

Der Sultan sprach: „Nun zeige
Auch du, was du im Stand!"
Dann nahm er eine Laute,
Gab sie ihr in die Hand,
Und zitternd stand Azema
Und wollt' entfernen sich,

Da rief ihr eine Stimme:
„Muth! Ich beschütze dich!“

Sie ließ die Finger gleiten
Nun durch die Saiten kühn,
Und es ertönten Klänge
Ganz ohne ihr Bemüh'n.
Voll Ausdruck und voll Milde,
Voll Kraft und Harmonie,
Und dazu sang dieß Liedchen
Mit Engelsstimme sie:

„Zartes liebliches Veilchen
Bleibe im dunklen Thal,
Wünsche dir ja nicht der Sonne
Heißdurchglühenden Strahl,
Thau wird dich Durstige tränken,
Und du wirst herrlicher blüh'n,
Aber das Köpfchen wirst senken,
Wird dich die Sonne durchglüh'n,
Folget der Lehre ihr Mädchen
Ziehet in's Thal Euch zurück,
Glanz und Eitelkeit geben
Kein beständiges Glück.“

Nicht ist es zu beschreiben,
Wie dieser kurze Sang,
Mit seinen schlichten Worten
Zu allen Herzen drang,

Zu ihren Füßen stürzte
  Prinz Hiram ganz entzückt
Und sprach: „Du bist ein Engel,
  Den mir der Himmel schickt."

Sie sprach: „Ach deine Worte
  Erfüllen mich mit Scham,
Ich bin ein armes Mädchen,
  Azema ist mein Nam';
Ich weiß nichts von dem Eindruck,
  Den ich hervorgebracht,
Und danke Euern Beifall
  Nur einer höhern Macht.

Du hältst für schön mich, Hiram,
  Ich war es aber nie,
Du sprichst mir zu Talente,
  Woher denn hätt' ich sie?
Willst auf den Thron mich setzen,
  Umgeben mich mit Pracht,
Doch nur für nied're Hütten
  Hat mich Natur gemacht."

Und jetzt gebot der Sultan
  Beginnen soll der Tanz;
Die üppigsten Gestalten
  Verschlingen sich im Kranz,
Und was die Kunst kann bieten
  Mit Anmuth schön vereint,

Dieß in verschied'nen Gruppen
Bewundrungsvoll erscheint.

Azema auch soll tanzen,
Sie will zwar schnell entflieh'n,
Allein die Stimme ruft ihr:
„Tanz', Mädchen, tanze kühn!"
Sie tanzt, sie schwebt, sie flieget,
Und Jeder muß gesteh'n,
Er habe nie so etwas
Vollendetes geseh'n.

Die Nacht beginnt zu dunkeln,
Durch seine Diener läßt
Der Sultan jetzt verkünden,
Zu Ende sei das Fest,
Doch nur allein für heute,
Denn Morgen soll auf's Neu
Beginnen die Bewerbung,
Und so der Tage drei.

Azema im Triumphe
Führt eine Sklavenschaar
In den Palast, der prächtig
Für sie bereitet war.
Wir lassen die Erstaunte
Nachdenken dort und ruh'n,
Und wollen weiter sehen,
Was ihre Schwestern thun.

Sie konnten kaum sich halten
 Vor Eifersucht nnd Neid,
Als sie nach Hause kamen,
 Zelime wüthend schreit:
„Wer hätte das erwartet,
 Was heute wir geseh'n?
Im Kopf des Prinzen muß sich
 Das Rad der Tollheit dreh'n."

„Ja," sprach hierauf Kalide,
 Uns vorzuzieh'n die Dirn',
Es ist bei allen Männern
 Nicht richtig im Gehirn;
Doch ist es unbegreiflich,
 Wie sie durch Tanz und Sang
Da sie doch nichts gelernet,
 Den Beifall sich errang."

Sie kamen endlich beide
 Mitsammen überein,
Das könne nur die Wirkung
 Des Zaubergürtels sein,
Und schnelle ward beschlossen,
 Abnehmen wollen sie
Azema'n diesen Gürtel,
 Der ihr den Reiz verlieh.

Sie gingen zu Azema
 Am andern Morgen früh,

Das gute Kind umarmet
  Voll Schwesterliebe sie,
Sie aber halten mühsam
  Die Eifersucht zurück
Und wünschen ihrer Schwester
  Zu ihrem Siege Glück.

Dann sagen sie, daß heute
  Der Kampf wird schwerer sein,
Es fände heut die fremde
  Cirkasserin sich ein,
Von Diamanten strahlend,
  Und schön wie Houris sind:
„Du mußt dich" — sprach Kalide,
  „Heut auch mehr schmücken, Kind!"

Sie hatten prächt'ge Kleider
  Dazu ihr mitgebracht,
Azema dankt den Schwestern,
  Das Herz im Leib ihr lacht,
Sie kleiden die Verrath'ne
  Hierauf mit eig'ner Hand
Und nehmen mit nach Hause
  Das theure Zauberband.

Schon sind im großen Saale
  Die Frau'n auf's Neu vereint,
Azema jetzt verschleiert
  Im größten Prunk erscheint,

Man führt sie zu dem Sitze
  Beim Prinzen auf den Thron,
Und ihren Schleier hebet
  Nun selbst der Königsohn.

Doch — welche Ueberraschung!
  Hieram erkennt sie nicht,
„Wie kommt," rief er entrüstet,
  „Hierher dieß Angesicht?
Und wo, wo ist Azema?" —
  „Ich bin es ja." — „O nein,
Wer ließ die fremde Dirne
  In diesen Kreis herein?"

Je mehr das arme Mädchen
  Sich zu vertheid'gen strebt,
Je mehr wird sie verspottet;
  Der Sultan endlich hebt
Vom Thron sich, spricht: „Bist wirklich
  Azema du, wohlan,
So tanz' und sing' so herrlich,
  Wie gestern du gethan."

Sie fasset schnell die Laute,
  Doch droht ein jeder Ton
Die Ohren zu zerreißen,
  Verspottung ist ihr Lohn,
Sie hebt zum Tanz die Füße,
  Doch wie so leicht sie war

Noch gestern, heute schwankt sie
  Und fällt zu Boden gar.

Man überhäuft mit Schimpf sie
  Und jagt sie aus dem Saal,
Und für den nächsten Morgen
  Verschiebet man die Wahl.
Ob auch die Nacht schon dunkelt,
  Sie eilt aus Samarkand
Und suchet ihre Hütte,
  Wo sie einst Ruhe fand.

Bei Finsterniß und Regen
  Kam sie vom Wege ab,
Und findet jene Alte,
  Die ihr den Gürtel gab;
„O!“ spricht sie, „Du bist Ursach'
  An meinem Unglück, Du,
Du raubtest mir durch Zauber
  Den Frieden und die Ruh!“

„Ei, Kind,“ versetzt die Alte,
  „Sei nur nicht ungerecht,
Die Gabe war vortrefflich,
  Du nütztest sie nur schlecht.
Das Mädchen, das den Gürtel,
  Ob auch geschmückt nicht reich,
An ihrem Leibe traget,
  Verschönert er sogleich.

Kunst, Anmuth und Talente
  Zeigt er in höher'm Licht
Man kann ohn' ihn sie haben,
  Doch sie entzücken nicht.
Du hast dich um die Liebe
  Des Prinzen selbst gebracht,
Was hast du mit dem Kleinod,
  Das ich dir gab, gemacht?

Du hast auch mit dem Gürtel
  Den Reiz von dir verbannt,
So, daß der, der dich liebet,
  Dich selbst nicht mehr erkannt;
Darum, weil dir der Gürtel
  Der Sittsamkeit gefehlt,
Und weil du hast den Gürtel
  Der Eitelkeit gewählt."

„Ich sehe," sprach Azema,
  „Ich selbst bin Schuld daran,"
Und fing ach! ganz erbärmlich
  Darauf zu weinen an;
Die Alte aber reichte
  Verzeihend ihr die Hand
Und sprach: „Sei ruhig Liebe,
  Sieh nur, hier ist das Band.

Es stritten drum die Schwestern,
  Da nahm ich es geschwind,

Ich sah wohl, daß die Neid'schen
Nicht werth des Kleinod's sind!" —
Und aus dem Busen zog nun
Das Band das alte Weib,
Und flocht es der erfreuten
Azema um den Leib.

Es winkte nun die Alte
Mit ihrem Zauberstab,
Ein Wolkenwagen senkte
Von oben sich herab;
Sie stieg mit ihrem Schützling
Hinein, nachdem sie ganz
Verwandelt war in Jugend-
Und Schönheit-Zauberglanz.

Nachdem jetzt wieder Alles
Versammelt war zur Wahl,
Tritt einfach nur gekleidet,
Azema in den Saal;
Und kaum erblickt sie Hiram,
So schreit entzückt er laut:
„Ha, seht, da ist Azema,
Dort, dort ist meine Braut!"

Der Sultan ordnet wieder
Gesänge an und Tanz,
Auf's Neu erringt Azema
Aus allen Frau'n den Kranz:

Und Alles schreiet: „Dieser
Gebührt allein der Thron!“
Und selber führt der Sultan
Azema zu dem Sohn.

Kalide und Zelime
Sind wüthend fast vor Neid,
Sie stürzen hin zum Throne,
Zum Schwestermord bereit;
Sieh, da verwandeln plötzlich
Die prächt'gen Gürtel sich
In Schlangen und umwinden
Sie beide fürchterlich.

Ein allgemeiner Schrecken
Verbreitet sich im Saal,
Azema eilt zu lindern
Der armen Schwestern Qual.
Und jetzo schallen Donner
Es zischet Blitz auf Blitz,
Die Fee erscheint im Saale
Auf ihrem Wolkensitz.

Azema fällt zu Füßen
Der Feenkönigin,
Und fleht sie an, die Schwestern
Der Marter zu entzieh'n;
„Sie haben,“ sprach die Hohe,
„Ihr Schicksal zwar verdient,

Das sind die gift'gen Schlangen
Des Neides, liebes Kind;

Berühr' mit deinem Bande
Sie nur, sie werden flieh'n!" —
Sie thut's, und ihr zu Füßen
Die Schwestern stürzen hin,
Und auf die Kniee sinket
Auch Alles im Gemach
Vor der erhab'nen Zaub'rin,
Und diese also sprach:

„Azema! wahre sorgsam
Den Schatz, den ich dir gab,
Leg' bis zum letzten Hauche
Den Gürtel niemals ab;
Denn jedes Weib verschönert
Allein Bescheidenheit,
Sie paßt für jedes Alter
Und glänzt zu jeder Zeit." —

Die Fee verschwand. — Azema
Bestieg den Königsthron,
Sie wahrte treu den Gürtel,
Nie trennend sich davon;
Verehrt von ihrem Volke
Ward sie in spät'ster Zeit,
Denn auf dem Throne zieret
Noch mehr Bescheidenheit.

Der Braten.

Legende.

Des Bischof's Köchin kauft' auf dem Markt
Gemüse, Rindfleisch und Eier,
Sie sieht auch ein prächtiges Bratenstück,
Doch schien ihr dieses zu theuer.

Und als sie dieß dem hochwürdigsten Herrn
Gemeldet, da ward ihr befohlen,
Sie soll sogleich wieder zum Fleischer geh'n
Und das schöne Bratenstück holen.

Der Fleischer aber bedauerte sehr,
Er könn' ihr den Braten nicht geben,
Die Magd des Herrn Pfarrers im nächsten Dorf
Die habe gekauft ihn so eben.

Der Bischof erzürnte sich, daß ein Gericht,
Zu theuer bischöflichem Magen,
Ein Pfarrer in einem Dorfe verschmaust,
Der armselig lebt, wie sie sagen.

„Ich will" — so sprach er — „ihn lehren, sein Geld
So sybaritisch vergeuden,
Am Sonntag lad' ich bei ihm mich zu Gast
Und will ihm den Braten verleiden."

Beschlossen, gethan! — In das Dörfchen fährt
Der Bischof zur Mittagsstunde,

Und spricht beim erschrockenen Pfarrer ein
Ohn' alle frühere Kunde.

Der Pfarrer verneigt und entschuldigt sich,
Daß er die unendliche Ehre
Mit seinem magern frugalen Mahl
Zu würd'gen nicht fähig wäre.

Der Bischof aber höhnisch bemerkt:
Er finde gewiß, was ihm schmecket;
Da führt' ihn der Pfarrer in's Nebengemach,
Da war ein Tischlein gedecket.

D'rauf stand eine Brühe mit etwas Fleisch
Und Rettig, Butter und Käse,
Kartoffeln in der Schaale dabei
Und Wasser in ird'nem Gefäße.

Der Bischof versuchte und dachte dabei:
Wir werden schon Beß'res noch haben;
Doch als der Pfarrer dann aufstand vom Tisch
Und dankte Gott für die Gaben,

Da schrie er: „Du Heuchler willst Knickerei
Mit späterer Völlerei paaren,
Den Braten, den deine Magd gestern gekauft,
Für deine Orgien bewahren?"

Der Pfarrer erwiedert: „Wozu ich gekauft
Den Braten, wohl möcht' ich's verhehlen,

Doch ziemt mir Gehorsam, Sie sollen es seh'n,
Weil Euer Hochwürden befehlen!"

Und in ein festlich geschmücktes Gemach
Führt er den erstaunten Prälaten,
Wo zwölf arme Männer an einem Tisch
Begierig verzehrten den Braten.

Doch noch ein Dreizehnter stand dabei
Von himmlischem Glanze umschwommen,
Der seine Hände segnend erhob
Über's Haupt des Pfarrers, des frommen.

Den Bischof aber durchbohrte sein Blick,
Das Mark im Gebein ihm erschütternd,
Er stand als hätte ein Blitzstrahl ihn
Getroffen, reuig und zitternd.

Dann sank vor dem Pfarrer er auf das Knie
Und bat ihn, sich sein zu erbarmen; —
Von nun an genoß er nur Wasser und Brot
Und gab alles And're den Armen.

Die drei Ratten.

Es hatt' ein Schah — weiß nicht, wo es gescheh'n —
Im Traume einstens drei Ratten geseh'n.

Die eine Ratte war fett und schwer,
Die zweite Ratte war mager gar sehr.

Die dritte Ratte war blind. — Sogleich
Berief er den weisesten Mann im Reich,

Befahl, ihm zu deuten den seltsamen Traum,
Und dieser sprach also, besinnend sich kaum:

„Die eine Ratte, so fett und schwer,
Das ist dein Minister, mein hoher Herr!

Die zweite Ratte, gar mager erbärmlich,
Das ist dein Volk, unterdrückt und ärmlich.

Und in der dritten, die blind, mein Fürst,
Du leider dich selber erblicken wirst."

Das Seltsamste nun ist bei dieser Geschicht',
Den Herrscher verdroß gar die Deutung nicht.

Er lohnte den Traumdeuter reichlich hierauf
Und machte von nun an die Augen weit auf.

Hat selbst über Alles gesorgt und gewacht,
Und Ordnung und Wohlstand in's Land gebracht.

Und wie nun abnahm des Ministers Bauch,
So wurde das Volk wieder fetter auch.

Das Buch des Lebens.

Legende.

Ein Mann hatt' ein ruhmvolles Leben geführt,
Jedwede Wissenschaft hatt' er studirt,
Die Sprachen von allen Völkern und Landen,
Die hatt' er gesprochen, geschrieben, verstanden,
Daneben hatt' er sich auch um die Künste
Gesammelt manch' unläugbare Verdienste;
Vor Allem aber sein Vaterland
In ihm seine festeste Stütze fand.
Er hatte gekämpft für dasselbe voll Muth,
Geopfert sein Gut ihm und auch sein Blut,
D'rum war der Mann, tapfer und tiefgelehrt,
Mit Orden bedeckt und von Allen verehrt.
So war er mit seiner Stellung hienieden,
Mit seinen Thaten auch sehr zufrieden,
Und dacht' er manches Mal — freilich nur selten —
An's künftige Leben in anderen Welten,
So sagt' er sich tröstend: Ein Schurk bin ich nicht,
D'rum fürcht' ich auch jenseits nicht Gottes Gericht.
Einst war er entschlummert an einem Baum
Und hatte einen gar seltsamen Traum:
Er fand sich in eine Gegend entrückt,
Wo wunderbar Alles rund um ihn entzückt,
Und Himmelsgestalten gewahrte er dort,
Die schrieben Alle eilfertig fort,
Er trat dem Einen der Schreiber nah
Und fragt' ihn: „Sagt mir, was schreibt Ihr denn da?"
„Wir sind Engel Gottes," antwortete der,

„Zum Schutz Euch bestimmt und wir lieben Euch sehr,
In's Lebensbuch werden von uns hier notirt
Die guten Thaten, die Ihr vollführt."
Im stolzen Bewußtsein, er habe gethan
Viel Großes, Hochherz'ges, frug nun unser Mann:
Ob's wohl vergönnt sei, die Blätter zu seh'n,
Worauf seine eigenen Thaten steh'n?"
Der Engel zeigt' ein Blatt ihm her,
Der Stolze erschrack, dieses Eine war leer.
„Wie? rief er — hab' auf meiner Lebensbahn
So viel für mein Vaterland schon gethan,
So viel für Wissenschaften und Künste,
Und alles dieß wären keine Verdienste,
Die, wenn ich einst scheide von dieser Erden,
Auch jenseits erkannt und belohnet werden?
Der Engel sprach: „Was im Staat und im Heere
Gethan du, das thatst du für Ruhm und für Ehre,
Dafür ist dir hier schon der Lohn geworden,
Es zieren dich hohe Würden und Orden,
Im Lebensbuch aber darf Jenes nur steh'n,
Was einzig aus Liebe zu Gott ist gescheh'n."
Der Träumer erwachte, der Traum verschwand,
Doch immer der Engel noch vor ihm stand.
Er blickte ihn an, als wollt er ihm sagen:
„O gib mir doch etwas in's Buch einzutragen!"
Da ist unser Mann nachdenkend geworden,
Hat von sich geworfen die Würden und Orden,
Hat nur gewirkt Gott zu Lieb' im Stillen,
Um bald sein Lebensbuchsblatt auszufüllen.

An die Unersättlichen.

Verliebte, die Ihr seufzt und schmachtet
Für Eure Göttin Jahre lang,
Ihr täglich neue Opfer bringet
Durch Lobgedichte und Gesang,
Ihr auch Geschenke reich verehrt
Und dadurch Euern Beutel leert,
Und dennoch nicht erreichen könnet
Der vielen Opfer hohes Glück,
Und darum klagt, daß Ihr nur selten
Erhaschet einen süßen Blick,
Wie? rechnet Ihr diesen für gar nichts?

Ihr, die Ihr stets von Forderungen,
Die Euch ganz sicher dünken, sprecht,
Hartnäckig und mit vielen Kosten
Verfolget Euer gutes Recht,
Bloß aus der Streitsucht bösem Drang
Prozesse führet Jahre lang,
Die Ihr bei Richtern und Notaren
Fast immerfort herum Euch treibt,
Und dennoch nimmer seid zufrieden,
Wenn Euch ein gutes Hemd noch bleibt,
Wie? rechnet Ihr dieses für gar nichts?

Ihr Herrn, die Ihr die edle Dichtkunst
Nicht anders als ein Handwerk treibt,

Und Trauerspiele, Volkskomödien
  Und Possen für die Bühne schreibt,
O blickt nicht stets auf Frankreich hin,
Wo Ehr' und Geld dem Dichter blüh'n,
  Wo er sich leicht in wenig Jahren
Ein Gut erschreibt mit Feld und Wald,
  Ist's nicht genug, wenn Euch die Bühne
Für jedes Stück zehn Gulden zahlt?
  Wie? rechnet Ihr diese für gar nichts?

Die Ihr besitzt ein junges Weibchen,
  Die gut bestellet Euer Haus,
Seid nicht gleich grimmig, wenn ein Hausfreund,
  Der ihr gefällt, geht ein und aus.
Mein Gott! es will ja Zeitvertreib
Ein jedes junge, hübsche Weib;
  Bedenket, wenn die gute Seele
Für Euch in Allem sorgt und wacht,
  Und wenn sie Euch sogar am Ende
Zum Vater eines Knaben macht.
  Wie? rechnet Ihr dieses für gar nichts?

Ich weiß, daß es Euch mit dem Rechnen
  Im Leben nicht am besten geht,
Weil Ihr die Zahlen und die Nullen
  Nicht ganz zu würdigen versteht.
Ein Einser ist oft viel mehr werth,
Als Tausende, die Ihr verehrt,

Den Reichen und den mächt'gen Großen
Wird viele Ehre angethan;
Hingegen einen Tugendhaften,
Streng redlichen und braven Mann,
Den rechnet Ihr leider für gar nichts.

Das Vaterunser.

Die Mutter lehrt' ihr kleines Kind
Das „Vater unser", dieß begriff geschwind,
Und schon in nicht gar vielen Tagen
Wußt' es auswendig das Gebet zu sagen;
Doch öfters wahr die Mutter nahm,
Daß, wenn das Kind zur Stelle kam:
„Gib unser täglich Brot uns heute,"
Es immerdar sich bog zur Seite
Und ein'ge Worte brummte schnelle.
„Was murmelst du an dieser Stelle?"
Fragt' es die Mutter: „„Nichts!"" — „Verhehle
Mir's nicht!" „„Es kam mir Etwas in die Kehle.""
„Du lügst, ich hört', es waren Worte,
Unpassend ganz an diesem Orte.
Heraus, ich will es wissen, was du sprachst;"
„„Verzeih, wenn du kein bös Gesicht mir machst,
Will ich dir wohl es sagen liebe Mutter:
Wenn ich so bat den lieben Gott:
Gib heut' uns unser täglich Brot;
Bat ich ihn auch zugleich: recht dick voll Butter.""

Die verfehlte Rechnung.

Legende.

Eine fromme, gottselige Frau
Wollte wissen ganz genau,
Wie oft in einem ganzen Jahr
Sie in die Messe gegangen war,

Wenn sie daher aus der Kirche kam,
Sie immer einen Pfennig nahm
Und steckt' ihn in die Sparbüchs' hinein
Um ihrer Sache gewiß zu sein.

Als war vollendet des Jahres Lauf,
Da machte sie dann das Büchslein auf
Und sah mit Staunen darauf hin,
Es waren nur drei Pfennige drinn.

Sie wußte, daß sie durch's ganze Jahr
Tagtäglich zur Messe gegangen war,
Und daß stets sie steckt' einen Pfennig hinein,
Wo sollten die vielen Pfennige sein?

Da fiel es ihr ein, daß nur dreimal im Jahr
Sie auch beim Segen geblieben war,
Die andern Mal' aber ging sie nach Haus,
Wenn der Priester das „Ite missa“ sprach aus.

Die Definition.

Ein Lehrer versuchte, ob's würde gelingen,
Begriffe den Lehrlingen beizubringen.
Er fragte ein Mädchen: „Ei, sag' mir geschwind,
Was ist denn die Schule?" — Es schwieg das Kind.
„Besinne dich doch, wo bist du denn da?"
„„In Eschenau bin ich."" — „Ganz richtig, ja,
So heißt unser Dorf, doch w o in Eschenau?
Etwa in der Kirch', auf dem Platz, in der Au?
Was muß denn geschehen hier alle Tag'?" —
„„Muß lernen hier, wenn ich auch gar nicht mag."" —
„Wie heißt man den Ort, wo man lernen thut?"
„„Den heißt man die Schule."" — „Brav, so ist's gut.
Jetzt wirst du ganz deutlich mir sagen können,
Was ist also das, was wir Schule nennen?"
Das Mädchen sah den Herrn Lehrer an
Und fing dann zu rezitiren an:
„„Die Schule — die Schule — sie ist der Ort,
Der Ort, wo — wo"" — „Recht, nur weiter fort."
(Der Lehrer wies ihr auf ein Buch mit Geberden,
Ein Katechismus lag eben dort.)
Und sie platzt' heraus: „„Die Schul' ist der Ort,
Wo die Verdammten gepeiniget werden.""

Wie man die Menschen beu rtheilrn muß.

Mährchen.

Im Orient der größten Herrscher Einer
War Fana Khosru Adhad Eddulat,

Vereinend alle edlen Eigenschaften,
Die einen Mann zum Ruhme können führen
Und seinen Namen auf die Nachwelt bringen.
Einst hatte er um seinen Thron versammelt
Die ausgesucht'sten Männer seines Reiches,
Mit ihnen zu berathen jene Mittel,
Wodurch sein Volk er glücklich machen könne,
Er sprach auch von der Kunst, den Werth der Menschen
Zu kennen, eine Kunst, besonders nöthig
Für einen König, um stets klar zu sehen
Um dem Betruge sicher zu entgehen.
Es sagte jeder Höfling seine Meinung,
Und lächelnd hörte diese an der König,
Er merkte wohl, das, was sie sagten, waren
Die besten Mittel, um ihn blind zu machen.
In ihrem Kreis befand sich auch ein Weiser,
Verehrt im Reich ob seiner Kenntnisse
Der Weise (Doktor Morad war sein Name)
Schwieg immer still und ließ die Andern sprechen.
„Wie Morad?" fragt' ihn Adhat Eddulat, —
„Hast du denn keinen Rath für deinen König?
Was für ein Mittel haltest du für sicher,
Der Menschen Werth zu prüfen, zu erkennen?"
„Herr!" sagte Morad, „während diese Herren
Mit tiefer Weisheit ihren Rath ertheilten,
Dacht' ich so an Almanzor, den Kalifen,
Den Stern des Orients, den Gründer Bagdads.
Der hat die große Kunst wohl ganz besessen,
Die doch so schwer nicht ist, als du wohl meinst.

Und willst du, hoher Herr, Gehör mir schenken,
So will ich dir erzählen, wie die Männer
Er prüfte, denen Aemter er vertraute."
„Ich höre mit Vergnügen dich," sprach Adhat,
„Aus deinem Mund fließt Gold!" — Morad begann:
„Als einst Kalif Almanzor durch den Tod
Verlor den Großschatzmeister seines Reiches,
Da zeigt' es sich dann bei der Untersuchung,
Daß er den Schatz des Reiches sehr verringert,
Den eig'nen aber durch Erpressungen
Der Unterthanen sehr vergrößert habe.
Almanzor fühlte die Nothwendigkeit,
Den Ungetreuen nur durch einen Mann,
Dem er vertrauen könnte, zu ersetzen.
Doch wo ihn finden? welche Redlichkeit
Ist stark genug, beim Anblick solcher Schätze
Zu widerstehen, wenn's so leicht doch ist,
Sich ungeahndet welche zuzueignen?"
Es werden Eure Hoheit wohl begreifen,
Daß diesen Platz die ersten Herrn des Hofes
Sich zu erringen strebten. Jeder suchte
Die Ansprüch' und Verdienste, die er hatte,
So schnell als möglich geltend jetzt zu machen,
Gold und Intriguen wurden angewendet
Und Treue und Ergebenheit geschworen,
Doch der Kalife blieb stets unentschlossen
Und die vacante Stelle unbesetzt.
Doch aller Blicke wandten sich auf Agib,
Der ungeheuren Reichthums sich erfreute

Und angestaunte Kenntnisse besaß.
Man nannte ihn schon laut, er selbst auch nährte
Die Hoffnung, diese Stelle zu erhalten,
Almanzor hörte oft von Agib sprechen,
Doch kannt' er ihn nicht und auch Agib kannte
Nicht den Kalifen. Einen Höfling ließ er
Zu sich berufen und begann also:
„Du sprachst zu mir schon oft zu Gunsten Agibs,
Ich will ihm geben die Schatzmeistersstelle,
Doch vorher will ich ihn noch kennen lernen,
Verkleidet sollst du mich noch diesen Abend
Zu ihm begleiten, deinen Freund mich nennen,
Ihm meine Weisheit, meine Kenntnisse,
Vor allem aber meine Redlichkeit
Ihm anempfehlen; doch zu gleicher Zeit
Sollst du bedauern, daß das Schicksal mich
Zur Armuth und zum Unglück auserkoren.
Nicht wag' es mein Geheimniß zu entdecken,
Es handelt um dein Leben sich." Der Höfling
Verneigte sich und schwur zu thun nach Willen.
Am Abend ließ Almanzor, angekleidet
Sehr ärmlich, führen sich in Agib's Haus;
Der Höfling that, wie ihm befohlen war,
Er sprach: „Erlaube, Agib, daß ich dir
Vorstelle einen Mann, der wicht'ge Dienste
Mir schon geleistet, — alle Eigenschaften,
Die eines Menschen hohen Werth verbürgen,
Die findest du bei ihm, vor Allem aber
Die unerschütterlichste Redlichkeit,

Reich ist er an Verstand und Herzensgüte,
Doch arm an allen Gütern dieser Erde."
Den Höfling grüßte Agib ehrfurchtsvoll
Und sagte ihm viel schmeichelhafte Dinge,
Dem Fremden nickt' er leicht nur mit dem Kopfe.
Es traten ein'ge Freunde Agib's ein
Und wurden auf's Wohlwollendste empfangen,
Doch Niemand achtete mehr auf den Fremden,
Man hatt' ihm zugenickt, das war genug.
Ein prächt'ges Nachtmahl wurde aufgetragen,
Die andern Plätze wurden nach dem Rang
Und nach der Gäste Reichthum zugetheilt,
Der arme Fremde wäre steh'n geblieben,
Hätt' er nicht selbst den letzten Platz besetzt.
Das Lob des Hausherrn war das Tischgespräch,
Und alle waren einig, daß kein Anderer
Die Stelle so verdien' und so gewiß
Erhalten werde, als der weise Agib.
Man bat um seinen Schutz, und er, der Eitle,
Im Vorgefühle seiner neuen Würde,
Versprach auch Alles, was man eben wollte.
Der Fremde, der bescheiden lang geschwiegen,
Erlaubte nun sich auch anzuempfehlen
Und flehte, ja auch sein nicht zu vergessen.
Agib antwortete mit gnäd'gen Lächeln,
Das nichts verweigerte und nichts versprach.
Man trennte sich.
Hierauf nach ein'gen Tagen
Ließ der Kalif sich durch denselben Höfling

Zu Agib führen; dießmal aber war
Sehr prächtig er gekleidet, viele Sklaven
Begleiteten den Herrn. Es mußte sagen
Der Höfling, daß sich seines Freundes Schicksal
Zu dessen Glücke schnell verändert habe,
Daß man ihn dem Kalifen vorgestellt,
Der ihn ganz ausgezeichnet hab' empfangen,
So, daß man gar versichre, binnen Kurzem —
Man kenne ja die Launen des Kalifen —
Werd' er der Mächtigste in Bagdad sein.
Der Höfling setzte noch dazu: „Wohl seh' ich,
Der Mensch, so unscheinbar als er sich stellte,
Ist ein gar feiner Schelm, doch wetten wollt' ich,
Er werd' am Ende gar noch Großwessir."
Man denke sich nun die Verwund'rung Agib's,
Kaum konnt' er die Verlegenheit verbergen,
Er ging dem Fremden bis an's Thor entgegen,
Verbeugte sich, als wollt' die Erd' er küssen
Und pries das Schicksal, welches endlich einmal
Sich dem Verdienste günstig hat bewiesen.
Er führt den Fremden in den prächt'gen Saal,
Die schönsten Sklavinnen kredenzen Sorbet,
Ihm nur gebühret heut der Ehrenplatz
Beim reichbesetzten Mahl, und Agib bittet,
Er möge beim Kalifen für ihn sprechen,
Damit er die Schatzmeistersstell' erhalte,
Der er nicht ganz unwerth zu sein sich schmeichle.
„Die Stelle wirst du nicht erhalten, Agib,"
Sprach der Kalif, — „ich will auf diesem Platze

Nicht einen Mann, der mehr den Reichthum achtet,
Als Tugend, Kenntnisse und Redlichkeit.
Erkenn' in mir Almanzor den Kalifen,
Den du so schnöde jüngst empfangen hast,
Weil du ihn nur für arm und redlich hieltest;
Behalte deinen Reichthum meinetwegen,
Doch meinen Schatz vertrau' ich dir nicht an!"
Bei des Kalifen Namen fielen Alle
Erschrocken mit dem Antlitz auf die Erde
Und blieben so noch lange, lange liegen,
Als schon das Haus verlassen hatt' Almanzor;
Und dann verließen eilig sie den Mann,
Der in des Herrschers Ungnad' war gefallen.
Almanzor sandte sein Gefolge fort,
Zog schlichte Kleider an und ging allein,
Wie er es liebte und schon öfters that,
In Bagdad's Straßen unerkannt spazieren.
Bei einer der Moscheen saß ein Mann
Auf einem Steine, der die Hand aufhielt
Und rief: „Hab' Mitleid, Herr, mit einem Armen,
Der schon vor Hunger nah' dem Tode ist."
„Laß mich in Ruh!" versetzte der Kalif,
„Ich habe nichts zu geben." — Seufzend setzte
Der Arme wieder sich auf seinen Stein,
Doch im Vorübergehen ließ Almanzor
Zur Erde fallen eine volle Börse.
Kaum war er fortgegangen ein'ge Schritte,
So hört' er eine Stimme rufen: „Herr!
Herr! höre doch!" Er wendete sich um

Und sprach: „Ich habe dir ja schon gesagt,
Ich habe nichts zu geben!“ — „Aber ich,
Ich habe diese Börse dir zu geben,
Die du verlorst,“ erwiederte der Bettler.
„Warum hast du das Gold denn nicht behalten?“ —
„Ich hätte mehr verloren als gewonnen,
Gewonnen Gold, verloren Redlichkeit.“ —
„Wer bist du?“ fragte der Kalif erstaunt.
„Bin Kaufmannssohn und heiße Adula.
Der Großschatzmeister hat von meinem Vater
Viel Waaren aufgenommen und die Zahlung
Dafür uns nicht geleistet, dadurch ging
Mein Vater ganz zu Grund und starb im Elend,
Und ich bin nun gezwungen Brot zu betteln,
Bis mitleidsvoll mir Jemand Arbeit gibt.“ —
„Arbeiten willst du? Gut, das soll dir werden,
Jetzt folge mir und morgen sollst du hören,
Wozu ich dich bestimme.“ — Beide gingen.
Nachdem mit allem Nöthigen versehen
Auf weichem Lager Adula geruht,
Erhielt er den Befehl, am frühen Morgen
Im Divan zu erscheinen, doch in jenem
Gewand, das gestern er als Bettler trug.
Almanzor saß auf seinem Thron, umgeben
Von seines Reiches höchsten Würdenträgern,
Der arme Adula warf sich zur Erde
Und blieb wie eine Marmorstatue liegen;
„Steh' auf!“ sprach der Kalif, „ich habe gestern
Dir Arbeit zugesagt, du sollst sie haben.“

Zum Divan dann sich wendend, fuhr er fort:
„Schon lange sucht' ich einen Tauglichen
Zur Großschatzmeistersstelle, doch ich suchte
Vergebens bei den goldverbrämten Herrn,
In Lumpen hab' ich aber ihn gefunden.
Der Mann hier hält die Redlichkeit viel höher
Als Reichthum, ihm vertrau' ich meine Schätze.
Man achte ihn, wie ich ihn selber achte.
Vertausche Adula nun deine Lumpen
Mit Kleidern, welche deinem Rang gebühren
Und komm' dann zu mir, damit ich dich
In deinen neuen Pflichten unterrichte."
Almanzor hatte diese seine Wahl
Nie zu bereuen, schon in kurzer Zeit
Sah er des Reiches Schätze sich vermehren,
Und auch das Volk, es segnete im Stillen
Des tugendhaften Adula's Verwaltung.
Indessen wurde der Kalife müde
Der steten Schmeicheleien seines Hofes,
Er fühlte das Bedürfniß, einen Freund
Zu haben, der so treu und muthig wäre,
Ihm stets die reine Wahrheit nur zu sagen.
Doch, wo wohl einen solchen Phönix finden?
In Bagdad wohnte damals ein Gelehrter,
Der schrieb ein Buch: „Die Pflichten der Regenten."
Der Mann hieß Elaim, und seine Schrift
Erregt' im Volke allgemeines Aufseh'n,
Das gar so gern es sieht, wenn Einer wagt,
Diejenigen, welche herrschen, zu hofmeistern.

Man rieth Almanzor, dieses kecke Werk
Dem Feuer alsogleich zu übergeben
Und jenen Kühnen, der's gewagt', den Herrscher
Der Gläubigen vor sein Gericht zu ziehen,
Im Kerker seine Schuld bereu'n zu lassen.
Almanzor hatte sich bisher noch nicht
Entschieden, da er Claim nicht kannte,
Da er an seinem Hofe nicht erschien.
Er ließ ihn eines Tages zu sich rufen
Und auch neun Höflinge, die er sich treu
Ergeben hielt; an seinen Fingern glänzte
An jedem ein kostbarer Diamant
Von ungeheurer Größe, und er sprach:
„Ich hab' Euch alle zehn zu mir beschieden,
Weil ich von Euch die Wahrheit hören will;
Ihr seht hier die zehn prächt'gen Diamanten,
Sie sind der Lohn, wenn ihr aufrichtig seid,
Sprecht also frei und sagt, was denket Ihr
Von meiner Macht und meinem Ruhme wohl?"
Die Höflinge nun brachen alle aus
In ungeheures Lob, sich überbiethend,
Sie setzten höher ihn als alle Helden
Der Vorzeit, priesen seine Herzensgüte
Und Großmuth, nannten ihn den Schützer
Der Wissenschaften und und Künst' im Reiche,
Sie zählten her Paläste und Moscheen,
Die er schon bauen ließ, und schwiegen endlich,
Weil sie erschöpft sich hatten schon in Worten.
Da zog Almanzor neun der Diamanten

Von seinem Finger und gab Jedem einen,
Dann wandt' er sich zu Elaim und sprach:
„Warum bist du so still? Willst du nicht auch
Den zehnten Diamanten dir gewinnen?“
„Herr!“ sagte Elaim, „die Schmeichelei
Und Lüge lassen sich erkaufen wohl,
Doch Wahrheit kauft sich nicht, sie schenkt sich nur.“
„So sage deine Wahrheit mir, was hältst du
Von meiner Macht und meinem Ruhme?“ — „Herr!
Ich denke, du bist mehr nicht, als ein Mensch,
Ein sehr gebrechlich Werkzeug, welches Allah
Erschuf, um and're Menschen zu beglücken,
Und das durch einen Hauch er kann vernichten,
Weil er es auch aus Nichts erschaffen hat,
Wohl dir dann, hast die Sendung du erfüllt!“
Bei diesen Worten sah'n die Höflinge
Sich staunend an, Almanzor aber faßte
Die Hände Elaims und sprach: „Ich gebe
Dir nicht den zehnten Stein, denn du hast recht,
Die Wahrheit kauft sich nicht, sie schenkt sich nur;
Doch auch Vertrau'n und Freundschaft schenke
Und diese beiden Schätze geb' ich dir
Und bitte dich darum, bleib' stets mein Freund,
Den schon so lange sich mein Herz ersehnte.
Ihr aber — sprach er zu den Höflingen,
Wißt Eure Diamanten sind nur falsch,
Ich zahlt' Euch Euer Lob mit gleicher Münze.“
„Noch viele Fälle könnt' ich Euch erzählen
Erhab'ner Herrscher,“ sagte Morad nun,
Die dir beweisen würden, wie Almanzor

Der Menschen Werth genau zu schätzen wußte,
Doch um nicht deinen Langmuth zu ermüden,
Erlaub' mir nur noch einen dir zu künden:
Die Minarets erschollen von dem Rufe:
Allah! Allah! der Groß-Iman ist todt!
Ganz Bagdad trauerte und Alles fragte:
Wen wird mit dieser höchsten aller Würden
Almanzor wohl bekleiden? Alle Imans
Ersehnten diese Stelle, alle hatten
Bei Hofe Freunde, die sie unterstützten.
Almanzor hörte alle Bitten an,
Bemerkte die Intriguen, die man brauchte,
Und wartete, bis ihm die Zeit, wohl auch
Ein günst'ger Zufall einen Mann bezeichnet
Zur Stelle, die die höchste Tugend fordert.
Er ging bei Tag und öfters auch bei Nacht
Verkleidet aus, besuchte nied're Schenken
Und fragte, zu erfahren, wen denn wohl
Die öffentliche Meinung dazu nannte.
Einst Abends sah drei arme Derwische
Er bei einander sitzen, die damit
Sich unterhielten, daß ein Jeder sagte,
Was er auf Erden wohl am meisten wünsche.
„Ich möchte Großwessir sein," sprach der Eine,
Das ist beim Allah wohl kein übles Plätzchen!"
„Und ich," erwiederte der zweite Derwisch
„Ich möchte der Kalif Almanzor sein,
Das wäre noch ein schön'res Plätzchen, denk' ich." —
Der dritte Derwisch schwieg; doch da die Andern

Ihn drängten, seine Wünsche auch zu sagen,
Sprach er: „Ihr habt wohl keinen großen Ehrgeiz,
Der meine steht so hoch noch über Eurem,
Als über unsrer Erde steht der Himmel.
Wenn man die Schätze dieser Welt mir gäbe,
Wenn man zum Herrscher mich derselben machte,
So kenn' ich doch noch etwas Wünschenswerther's:
Zur Ehre und zum Ruhme uns'rer heil'gen
Religion zu wirken, und um dieß
Zu können, wünscht' ich nur die Hälfte mir
Der Weisheit, Tugenden und Frömmigkeit
Des frommen Eremiten zu besitzen,
Der alle Erdenfreuden hat verlassen,
Um ganz sich Gott zu weih'n, der eine Grotte
Im tiefen Walde sich gegraben hat,
Wo er dem Volke Allah's Worte predigt,
Von denen er so ganz durchdrungen ist,
Als wären's seine eig'nen; er heißt Hussein." —
Dem Derwisch, der so sprach, befahl Almanzor,
Sich zu dem Eremiten zu begeben
Und ihm zu melden, seiner Tugenden
Und seiner Weisheit Ruf sei zum Kalifen
Gedrungen, und er wolle ihm die Stelle
Des Ober-Imans anvertrau'n, er möge
Vor ihm erscheinen.
Eilig bringt der Derwisch
Dem Eremiten diese freud'ge Nachricht;
Denn er verehret ihn wie seinen Vater.
Und Hussein sprach, die Augen gegen Himmel

Gewendet: „Allah sei gebenedeit,
Sein heil'ger Wille ist mir ein Befehl."
Im Volk verbreitete sich schnell die Nachricht,
Der heil'ge Eremit sei Ober-Iman,
Und dieses auch schreit: „Allah sei gepriesen!"
Hussein kniet im Palast vor dem Kalifen
Und dieser spricht: „Man preiset deine Tugend
Und deine Frömmigkeit im ganzen Volke,
Ich will belohnen dich, sag', was du wünschest!"
Die beiden Arme kreuzend auf der Brust
Erwiedert Hussein: „Sonne aller Weisheit!
Da ich bekennen darf das höchste Ziel
Nach dem mein kühnster Ehrgeiz wagt zu streben
So darf ich wohl gesteh'n, daß ich noch nichts
Mit solcher Sehnsucht suchte zu erringen
Als die Groß-Imansstelle in dem Reiche." —
„Und ist das Alles?" fragte der Kalif. —
„Ja, Alles; denn mein Glück ist dann vollkommen."
„Wohlan! steh' auf," erwiederte Almanzor,
„Für dich ist diese hohe Würde nicht,
Ich gebe jenem armen Derwisch sie,
Der nur zum Ruhme unsers heil'gen Glaubens
Als Ober-Iman Bagdads wirken will
Und welcher alle Schätze dieser Erde
Gegeben hätte, um nur einen Theil
Der Tugend und der Weisheit zu besitzen,
Womit du prunkst, und die du nicht besitzest."
Zurück in seine Grotte kehrte wieder
Der Eremit, der Derwisch aber wurde

Als Ober-Iman Bagdads ausgerufen,
Verwaltete auch diese höchste Würde
Mit solchem Fleiß und wahrer Frömmigkeit,
Daß, als er starb, es Niemand wagen wollte,
Nach ihm die wicht'ge Stelle anzunehmen.
Du wirst, erhab'ner Herr der Gläubigen,
Aus der Geschichte, die ich dir erzählte,
Entnehmen, daß Almanzor ganz genau
Die Menschen kannte (also schloß jetzt Morad).
Sein Grundsatz war: Die Worte werden meistens
Durch Furcht, durch Eigennutz und auch durch Mangel
An Überzeugung uns diktirt, auch sind
Wir Herren nicht von unsern Handlungen,
Wir werden, oft gar gegen unsern Willen,
Durch Leidenschaft und durch Nothwendigkeit,
Ja selbst durch das geheimnißvolle Wesen,
Das man den Zufall nennt, dazu bestimmt.
Man muß die Menschen also nie nach Worten
Und auch nach ihren Handlungen nicht richten,
Nach dem reellen Werthe dessen nur,
Was Jeder wünscht und schätzt, erkennt man ihn.
Und so wird man auch sicher nie sich täuschen,
Denn keine Ausnahm' bindet diesen Grundsatz."

Der Priester und der Ministrant.

In Paris in der Kirche Saint-Roche,
Bracht' ein Priester am Altar
Täglich um die achte Stunde
Andächtig sein Meßopfer dar.

Einst als er, dazu schon bekleidet,
Am Altar stand und um sich sah,
War kein Knab', um zu ministriren
Ihm bei der heil'gen Messe, da.

Und ein Mann von edlem Anseh'n
Trat, sich verbeugend, zu ihm her,
Sprach: „Wenn's erlaubt, will ich dienen
Ihnen zur Messe, Hochwürdiger!"

Und er sprach genau die Gebete,
Schellte das Glöcklein zur rechten Zeit,
Und die Messe ging zu Ende
Zu des Priesters Zufriedenheit.

Der Abbé de l'Epée war der Priester,
Der die Taubstummen reden gelehrt,
Und der Dienende war Kaiser Joseph,
Der als Knecht seinen Gott verehrt.

Der Wassertropfen.

Ein Wassertropfen fiel in's Meer
Und staunt' über dessen Größe sehr.

Er fühlt' sich vernichtet und beschämt
Und hat sich darüber sehr gegrämt.

Da kommt eine Muschel und nimmt ihn auf
Und er wird zur kostbaren Perle darauf.

Rache.

Beleidigt hat mich ein Stutzerlein,
Ich fordert' ihn, er nahm es nicht an,
Und sagte, daß er nicht fehlen kann;
Ich schimpft' ihn, er steckt' es lachend ein,
Wie soll ich mich nun an dem Gecken rächen?
Das kostete mir vieles Kopfzerbrechen,
Doch endlich fiel mir was Treffliches ein,
Es ist das Sicherste und das Beste,
Ich mach' einen Fleck ihm auf seine Weste.

Alte Geschichten,

angewendet auf neue Zeiten.

I.

Der eingesperrte Hund.

Ein altes Büchlein macht es uns zu wissen,
Ein Hund hat einen Rathsherrn einst gebissen.

Der Hund, der solche Frevelthat gethan,
Gehörte einem Trommelschläger an.

Der Rathsherr fordert diesen vor Gericht,
Doch der erschien vor dem Senate nicht.

Nur seinen Hund ließ er in's Rathhaus führen,
Der sei als Thäter zu justifiziren.

Der Magistrat fand, daß dieß billig sei,
Sprach von der Straf' den Trommelschläger frei;

Doch sperrte man die biss'ge Bestie ein
Auf Jahr und Tag in's Narrenkotterlein.

*
* *

Ich frage nun, Ihr Herren, wär's nicht klug,
Jetzt anzuwenden noch solch' weisen Spruch?

Wir haben immer noch zur heut'gen Stunde
So Trommelschläger als auch böse Hunde.

Die Zeitungsschreiber sind's, die Trommel schlagen,
Austrommeln, was geschieht in unsern Tagen,

Und ihre Hunde, die manch Edlen beißen,
Sind Jene, die wir Rezensenten heißen.

Beklagt sich einer nun, daß er gebissen sei,
So sprecht den Trommler nur von aller Strafe frei,

Den Rezensentenhund sperrt aber fein
Auf Jahr und Tag in's Narrenkotterlein.

II.

Weiberraub.

Ein Dorf liegt im Venetianischen Land,
Es ist Rujal genannt.

Dort stahlen einst, wie die Sabinerinnen Räuber,
Die Bursche sich Weiber.

Es ging in der ganzen Gegend die Rede,
Dort sterb' eine Jede.

D'rum wollte sich auch kein Mädchen bequemen,
Einen Mann dort zu nehmen.

Daher schlichen Bursche oft, drei oder vier,
In die Krainer Revier',

Und wenn eine Magd sich in's Freie gewaget,
Die Einem behaget,

So ward sie ergriffen, trotz Bitten und Klagen,
Nach Rujal getragen,

Und dort mit dem Räuber in wenigen Stunden
Auch ehlich verbunden.

So war jedes Weib dort, 's ist jetzt hundert Jahre,
Gestohlene Waare.

*
* *

Verändert hat sich gar viel mit den Zeiten
Bei Dörfern und Leuten,

Es gibt jetzt kein Dorf, keine Stadt und kein Städtchen,
Wo fehlen die Mädchen.

Es scheu'n diese keinen Fleck mehr auf Erden,
Um Frauen zu werden.

Auch sind jetzt viel weniger Männer zu finden,
Die eh'lich sich binden,

Und bald wird man hören, daß Mädchen ausgingen
Und Männer sich fingen.

III.

Die Waschweibchen.

Man sah im Böhmenwalde
Wenn Zeit zur Ernte war,
Beim Bache unter Erlen
Von Weiblein eine Schaar.

Sie waren klein, wie Kinder
Es sind von einem Jahr.
Herab bis auf die Schultern
Floß wohlgekämmtes Haar.

Sie trugen weiße Kleidchen
Von Leinwand bis zu Wad',
Und nahmen in dem Bächlein
Mit lautem Sang ein Bad.

Sie plätscherten und lärmten,
Wenn ging die Sonn' herauf

Und wuschen dann viel Fetzen
 Und hingen dann sie auf;

Doch kam man ihnen nahe,
 Begannen sie zu schrei'n
Und stürzten mit der Wäsche
 Sich in den Bach hinein.

Ein Bursche, der gestellet
 Ein Netz in's Rohr hinein,
Fing einst in dieser Falle
 Ein solches Weibelein.

Ganz ohne Widerstreben
 Trug er sie heim sodann,
Sie sah ihn ohne Grollen
 Mit schwarzen Äuglein an.

Und als sie war im Hause,
 Sie gar nicht sich besann,
Streift auf die Hemdeärmeln,
 Schickt sich zur Arbeit an.

Sie fegte aus die Stube,
 Trug Wasser sich herein,
Und wusch auch alle Fenster
 Und alle Wäsche rein.

Sie ward nicht müd zu schaffen
 Vom Morgen bis zur Nacht

Und hat dabei stets lustig
Gesungen und gelacht;

Und fing es an zu dämmern,
So lugt beim Fensterlein
Ein kleines Wassermännchen
Herein beim Mondenschein.

Sie kosen ganz vertraulich,
Er prägt ihr ein recht scharf,
Daß vom geheimen Treiben
Sie nichts ausplaudern darf.

Und als der Winter nahte
Der Hausherr ließ zum Dank
Dem Weiblein Schuhe machen,
Stellt ihr sie auf die Bank.

Sie sah's und fing erbärmlich
Darob zu schluchzen an,
Daß man sie lohnen wollte
Für das, was sie gethan.

Sie warf die Schuh' zum Ofen
Und lief in Hast davon,
Und eh' man sie erreichte,
War sie verschwunden schon.

* * *

Waschweiber sind noch immer
Auch heut'gen Tag's zu schau'n,

Doch sind es keine Kinder,
Es sind bejahrte Frau'n.

Sie haben nicht von Leinen
Sehr kurze Röckchen an,
Sie tragen seidne Kleider
Und lange Schleppen d'ran.

Sie waschen nicht am Bache
Im dunklen Erlgebüsch,
Sie waschen mit der Zunge
Im Saal beim Kaffeetisch.

Sie sind recht sehr verschieden
Von den Waschweibelein,
Ihr schändliches Gewäsche
Macht schmutzig nur statt rein.

IV.

Rauber.

Es gab gar nie einen stärkeren Mann,
Als Eberhard Rauber war lobesan.

Sein Bart war so lang, daß zum Boden er hing
Und dann wieder seine Hüften umfing.

Er brach ein Hufeisen mitten entzwei,
Als ob es Wachs oder Lebkuchen sei.

Er buhlt' um ein östreichisch Frawelein
Und wollte sie han zur Gesponsin sein.

Auch war ein Ritter aus span'schem Geschlecht,
Der eben das Frawelein heiraten möcht'.

Auch dieser war ob seiner Stärke bekannt
Und hoch gerühmt im ganzen Land.

Den Kaiser wandelte an das Gelüst,
Zu seh'n, wer von Beiden der Stärkere ist.

Er versprach, daß jener das Frawelein kriegt,
Der den Andern im offenen Kampfe besiegt.

Doch war es ein Kampf gar seltsam und neu,
Man brachte zwei große Säck' zum Turnei.

Und der Kaiser sprach: „Der soll Sieger sein,
Der den Andern steckt in den Sack hinein."

Sie kämpften lange mit gleichem Glück,
Doch endlich siegte Stärk und Geschick.

Der Rauber warf dem Spanierlein
Den Sack übern Kopf und schob ihn hinein,

Erhielt auch die schöne Scharrsegin zur Eh,
Und dazu eine reiche Mitgift per se.

* * *

Was damals ganz neu gewesen sein mag,
Solch' Kämpfen sieht man jetzt alle Tag.

Die Säcke hat Jeder selber zur Hand,
Und der Kampfplatz wird die Börse genannt.

Da finden sich auch viel Langbärtige ein,
Und die meisten mögen auch Rauber sein.

Sie kämpfen zwar nicht um ein Frawelein,
Doch steckt Einer den Andern in Sack hinein.

V.

Rechtsgebräuche.

Es gab manche Rechte und Strafen in Wien
Vor mehreren hundert Jahren,
Die etwa noch paßten auf unsere Zeit,
Und gar so übel nicht waren.

Den Bäcker, dessen Brod war zu leicht,
Den pflegte man also zu strafen:
Er mußte zum Bau der gemeinen Stadt Wien,
Zehn tausend Ziegel verschaffen.

Wenn dieses Geschäft jetzt noch aufrecht wär',
In unsern brodleichten Zeiten,
So könnte der Bürgermeister sehr leicht,
Der Stadt Erweit'rung bestreiten.

Wenn damals ein Weib einen Eid abgelegt,
Daß kein fremder Mann sie noch küßte,
So mußte sie zwei Finger dabei
Hinhalten auf ihre Brüste.

Noch schwörten die Frauen auf diese Art gern;
Denn wie man jetzt polstert die Kleider,
So schwörte sie niemals beim eigenen Leib,
Sie schwörte nur stets bei dem Schneider.

Wenn ein Richter ein unrechtes Urtheil sprach,
So mußt' er sich öffentlich schämen,
Er durfte am Sonntag beim Gottesdienst
Keinen schwarzen Mantel umnehmen.

Das wird wohl auch jetzt noch gebräuchlich sein,
Vermuth' ich — in unsern Tagen,
Darum sieht keinen Richter man jetzt
Einen schwarzen Mantel mehr tragen.

VI.

Der entführte Reiter.

Ein Reiter erkaufte ein Pferd,
Und wollt' es vorerst probiren,
„Ich will," sprach er, „nur vor das Thor
„Ein wenig damit galopiren."

Der Roßkamm wartete lang,
Wohl länger als eine Stunde,
Es kam aber nicht mit dem Pferd'
Zurück mehr der saubere Kunde.

Darum bracht' er Klage an:
Man wolle den Reiter zwingen,
Dem Eigenthümer das Pferd,
Wo nicht den Erkaufspreis zu bringen.

Der Mann ward citirt vor Gericht,
Er aber daselbst explIziret:
Ich schwöre: „Nicht ich hab' das Pferd',
Das Pferd doch hat mich entführet."

Hierauf erfolgt der Bescheid:
Verboten werde zu reiten
Dem Mann, der die Kunst nicht besitzt,
Ein Pferd nach Willen zu leiten.

Dem Eigenthümer des Pferd's
Sei aber er, binnen sechs Stunden,
Dasselbe mit Sattel und Zaum
Zurückzustellen verbunden!

* * *

O hochweiser Urtheilsspruch
Der alten vortrefflichen Richter,
Er paßte noch jetzt ganz genau
Auf Manchen unserer Dichter.

Gar viele erkühnen sich auch
Das Flügelpferd zu probiren,
Und wollen darauf so recht keck
Fort auf den Parnaß galoppiren.

Doch da sie nicht früher gemacht
Die Schule, so wie sich's gebühret,
So wird nicht von ihnen das Pferd,
Sie werden vom Pferde entführet.

Auch diesen sollte recht streng
Verboten werden zu reiten,
Weil ihnen fehlt das Talent,
Das Pferd nach Willen zu leiten.

VII.

Angemessener Lohn.

Es hat unter Kaiser Maxmilian
Ein Gaukelmann
Einmal ein artliches Probstuck gethan.

Er stellte Nähnadeln allerwärts auf,
Warf hoch hinauf
Viel Erbsen, die spießten sich alle d'rauf.

Da hat der Kaiser, weil, wer gelehrt,
Des Dank's ist werth,
Ihm einen Korb voll Erbsen verehrt.

*
* *

Ach! wenn wir wollten zu unsrer Zeit
Geschicklichkeit
Auch also lohnen nach Billigkeit,

Da würde dem Klugen, der fein erdacht,
Wie Gold man macht,
Ein leerer Beutel dazu dargebracht.

Dem Mann, der ein Feuerwerk abgebrannt hat,
Das Wirkung that,
Müßt' Asche geben die ganze Stadt.

Und eine Maid, die im höchsten Glanz
Sich zeigt beim Tanz,
Bekäm' hundert Schuh' statt dem Lorbeerkranz.

VIII.

Frauenlist.

Von einer Frau in Rom
Ward das Gerücht einst rege,
Daß sie mit einem Mann
Verbot'nen Umgang pflege.

Das Volk bestand darauf,
Die arme Frau zu stein'gen,
Wird sie nicht vom Verdacht
Durch einen Eid sich rein'gen.

Es war ein hohler Stein
Bestimmt zu diesem Ende,
In dessen Loch die Frau
Mußt' stecken ihre Hände.

Wenn sie die Wahrheit schwur,
Die Unschuldsvolle, Reine,
So zog sie unversehrt
Die Hand dann aus dem Steine.

Doch wenn den Eid sie schwur,
Ganz gegen ihr Gewissen,
So ward ihr von dem Stein
Ein Finger abgerissen.

Die Frau empfand nun zwar
Vor solchem Schwure Grauen,
Doch half sie sich durch List,
So wie fast alle Frauen.

Sie ließ den Buhlen gleich
Geheim zu sich bescheiden,
Befahl ihm, an dem Tag
Als Schalksnarr sich zu kleiden,

Und wenn zum Stein sie tritt,
Sich dorten einzufinden,
Zu küssen sie vorm Volk
Und wieder zu verschwinden.

Der Schalksnarr hat am Stein
Sich dieß zu thun erdreistet,
Und sie hat dann den Eid,
Ganz ohne Furcht geleistet.

Daß sie von Buhlerei
Und Untreu gar nichts wüßte,
Und daß sie nur ihr Mann
Und dieser Schalksnarr küßte.

*
* *

O solche list'ge Frau'n
Sind auch noch jetzt zu finden,
Die meist geheimen Sinn
Mit jedem Wort verbinden.

So sagt fast jede Frau,
Wenn sie geboren hatte:
„Ich schenke Dir ein Kind,
Mein lieber theurer Gatte!"

Geschenkt, in's Eigenthum
Daher ihm übertragen,
Der Mann kann auch mit Recht
Es ist mein Kind, dann sagen.

IX.

Der beste Schütze.

Ein König starb und hinterließ drei Söhne,
Ein Jeder forderte, daß man ihn kröne.

Sie stritten sich, sie warben sich Parteien,
Doch Keiner konnte des Siegs sich erfreuen.

Und endlich ward beschlossen, man soll fragen
Erst das Orakel, wer die Kron' soll tragen.

Es sprach: „Grabt aus den König, stellt ihn auf,
„Und lasset die drei Söhne schießen d'rauf.

„Den Schützen sollt Ihr dann zum Herrn ernennen,
„Den als den besten wird das Volk erkennen."

Der Erste, seiner Fähigkeit bewußt,
Schoß schnell und traf auch in des Leichnams Brust.

Der Zweite legte seine Armbrust ein
Und schoß den Pfeil gerad' in's Herz hinein.

Nun stellt der Jüngste sich zum Schuß und zielt,
Doch einen Schauer er im Innern fühlt.

Er zittert, wanket, kann sich nicht ermannen,
Er schleudert seine Armbrust weit von dannen,

Und ruft, indem die Thränen reichlich fließen:
„Umsonst, ich kann nicht auf den Vater schießen.

Die Brüder mögen Reich und Krone erben,
Um solchen Preis kann ich sie nicht erwerben."

Das Volk schrie laut: „Der soll der König sein,
„Der Beste ist er sicher von den Drei'n!"

*
* *

Noch gibt es Viele, welche sich entschließen,
Auf ihre würd'gen Väter frech zu schießen

Mit Witzespfeilen, deren jeder trifft,
Und die vorher getauchet sind in Gift.

Der Eine schießt auf Vater Wieland g'rade,
Indem er roccoco ihn nennt und fade.

Der And're schießt dem Klopstock in die Ferse,
Er sagt: „Gedichte schrieb er nicht — nur Verse."

Sie schießen auf den Vater Schiller gar,
Behaupten, daß er nie ein Dichter war.

Doch gibt's auch wack're Söhne, die verehren
Die todten Väter, und den Schuß verwehren.

Solch' — deiner Dichterfürsten würd'gem Sohne
Ihm reiche, deutsches Volk, die Lorbeerkrone!

X.
Das Urtheil.

Zwei stritten um ein bedeutend Stück Geld,
Und da der Prozeß viel zu lang währte Beiden,
So hatten sie einen Schiedsrichter erwählt,
Der sollte den Streit zwischen ihnen entscheiden.

Der Mann, er williget in ihr Begehr,
Doch mußten sie bedungener Maßen
Ein Jurament ihm schwören vorher,
Sich seinen Ausspruch gefallen zu lassen.

Sie schwuren den Eid alsogleich hoch und theuer,
Und er that den Spruch: „Das Geld, darum ihr
So lang' euch streitet, es ist gar nicht euer,
„Es gehört anjetzt für den Urtheilsspruch mir!"

*
* *

Jetzt wird solch' ein Urtheilsspruch nicht mehr gelitten,
Doch bis man jetzo ein Urtheil spricht,
Gehört ohnedieß das, worum man gestritten,
Als Kosten des Streites, dem hohen Gericht.

Die unsichtbare Hostie.

Legende.

Ein Priester reiste einstens
In eine entfernte Abtei,
Ein fremder weltlicher Wand'rer
Gesellte sich ihm bei.

Sie sprachen von geistlichen Dingen,
Da hat ihm der Mann der Welt
Aus seinem eigenen Leben
Die selt'ne Geschichte erzählt:

„Wenn ich einst pflegte zur Kirche
„Um Messe hören zu geh'n,
„So hab' ich doch bei der Wandlung
„Die Hostie niemals geseh'n.

„Ich dachte, daß ich zu entfernet
„Vom Hochaltar könnte steh'n,

„Und trat ganz vor zu den Stufen,
„Doch konnt' ich die Hostie nicht seh'n.

„So ist es mir ergangen
„Durch einiger Jahre Lauf,
„Für mich hob der Priester die Hände
„Stets ohne Hostie auf.

„Da wandt' ich mich voll Vertrauen
„An einen heiligen Mann,
„Der über mein Bekenntniß
„Sich lange schweigend besann.

„Und als er dann in der Beichte
„Erforschte die Seele mein,
„Da sah er endlich die Ursach'
„Von meiner Blindheit ein.

„Es hatte mir eine Beleid'gung
„Einst zugefügt ein Mann,
„Den ich noch immer hasse,
„Dem ich nicht verzeihen kann.

„Da sagte mir der Priester,
„Daß dieß eine Sünde sei,
„Und daß mir auch Gott nicht verzeihe,
„Wenn ich nicht dem Nächsten verzeih'.

„Und würd' ich verharren im Hasse,
„So würd' es auch nimmer gescheh'n,
„Daß ich gewürdiget werde,
„Den Heiland der Liebe zu seh'n.

„Und als ich ob meines Hasses
„Die bitterste Reue empfand,
„Da eilt' ich zu meinem Beleid'ger,
„Und reicht' ihm versöhnet die Hand.

„Dann ging ich zur heiligen Messe
„In's nächste Kirchlein hinein,
„Und sah da die heilige Hostie
„Im glänzenden Strahlenschein."

Die Glocke im Menschen.

Legende.

Dem heiligen Medardus
Stahl einst ein Dieb seine Kuh,
Und folglich auch die Glocke,
Die ihr am Hals hing, dazu.

Und wie er aus dem Stalle
Sie bracht' an ander'n Ort,
Da läutete die Glocke
Ganz laut in Einem fort.

Um nicht entdeckt zu werden,
Stopft' er die Glocke mit Heu,
Doch half es nicht, sie tönte
Doch immer fort auf's Neu'.

D'rauf löste er die Glocke
Vom Halse ab der Kuh,

Versperrte sie im Kasten,
Sie schellte immer zu.

Und endlich gar vergrub er
Sie in der Erde Bauch,
Auch dieses Mittel nützte
Ihm nicht, sie schellte auch.

Voll Schrecken trieb dem Heil'gen
Die Kuh zurück er d'rauf,
Da hörte dann die Glocke
Sogleich zu läuten auf.

Medardus sagte lächelnd:
„Sieh doch die Glocke an,
„Sie konnte gar nicht läuten,
„Es ist kein Schwengel d'ran;

„Ein Glöcklein hast im Innern
„Du selbst zu Deinem Glück,
„Dieß schellte, bis Du stelltest
„Ein unrecht Gut zurück."

Rechne Gott nichts vor.

Legende.

Es bot eine Frau einem frommen Mann
Ein Geschenk von Silbergeschirren an.

Der Fromme, beschäftigt, arbeitete fort
Und sagte: „Stellt es nur nieder dort.

„Es wird Euch jenseits der Herr der Welten
„Gewiß die großmüthige Gabe vergelten.“

Hierauf seinen Diener die Weisung er gab:
„Trag's zu den Armen im Dorfe hinab!“

Die Frau blieb stehen und wartete eben
Es mög' ihr der Heil'ge den Segen geben.

Doch schien es, daß für die große Gabe
Er weder Dank noch Lob für sie habe.

Da sprach sie: „Erlaubt, daß ich geb' Euch kund,
„Das Silbergeschirr wiegt dreihundert Pfund!“

Der heilige Mann verzog lächelnd den Mund
Und sprach: „Also wirklich dreihundert Pfund?

„Wenn mir das Geschenk Ihr gegeben habt, Frau,
„Brauch' ich das Gewicht nicht zu wissen genau:

„Denn solches Geschmeide bedarf ich nicht,
„Nehmt's wieder, ich leiste darauf Verzicht.

„Doch habt Ihr es Gott zu Liebe gegeben,
„So könnt Ihr der Rechnung Euch wohl überheben.

„Denn Gott wägt Alles viel sich'rer und schneller,
„Und läßt unvergolten nicht einen Heller.“

Die Vorsehung.

Orientalisch.

Ein Reisender sah einen lahmen Fuchs,
  Der lag an dem Fels unter Buchen.
Wie soll sich ernähren das arme Thier?
  So dacht' er, — wie Nahrung sich suchen?

Und sieh da schritt ein Löwe daher,
  Der hatt' ein Lamm in den Klauen,
Davon verzehrt' er die Hälfte nur,
  Und ging dann fort zu verdauen.

Vom Reste sättigte sich der Fuchs,
  Er hatte Nahrung erhalten,
Und durfte keinen Schritt darum thun,
  Durch der Vorsehung gnädiges Walten.

Am andern Tag flog ein Raubvogel her,
  Der hatt' ein Huhn in den Krallen,
Und vor der Schnauze des lahmen Thier's,
  Da ließ seine Beute er fallen.

So fand der Fuchs wieder Nahrung für sich
  Und durfte darum sich nicht plagen,
Und so begab es sich ferner auch
  In den nächsten folgenden Tagen.

Der Reisende dachte: Wenn jedes Geschöpf
  Auf Gottes Fürsorge darf zählen,
Warum soll denn ich nur so jämmerlich
  Um meine Nahrung mich quälen?

Er setzte in einer Einöde sich
Bequemlich hin auf die Erde,
Und wartete, wartete was für ihn
Von oben herab fallen werde.

So saß er Tage und Nächte lang,
Vom Warten wurd' er nicht satter,
Und fühlte endlich, er werde so
Nur hungriger immer und matter.

Da scholl eine Stimme: „Packe dich fort,
Der Mensch muß arbeiten auf Erden,
D'rum suche lieber ein reißender Löw,
Als ein Fuchs, ein lahmer, zu werden.

Willst essen, so suche die Speise dir
Vorerst auch selbst zu verdienen,
Sieh auch, daß für Arme was übrig bleibt,
Und dieses theile mit ihnen!

Wenn dir die Natur keine Hände gab,
So wird dich Allah ernähren,
Doch haust du dir selber die Hände ab,
Wird er dir nicht Hilfe gewähren."

Werth und Unwerth.

Ein Araber in der Wüste
Hatte seinen Weg verfehlt,
Und vom Hunger, und vom Durste
Ward erbärmlich er gequält.

Endlich fand er eine Grube
Die mit Wasser war gefüllt,
Und da hat er, Allah dankend,
Sattsam seinen Durst gestillt.

Auch vom Hunger schien das Schicksal
Gnädig ihn befrei'n zu wollen;
Denn er fand ganz nah' daneben
Einen Säckel, einen vollen.

Und er fühlte Hartes drinnen,
Glaubte, daß es Nüsse wären,
Setzte sich voll Freuden nieder,
Um die Früchte zu verzehren.

Doch als dieses Säckels Inhalt
Seine Blicke nun erkannten,
Warf er weg ihn und rief traurig:
„Ach! es sind nur Diamanten!"

Der Edelstein.

König Mamun hatte viel Muth,
War dabei aber gelassen und gut.
Er besaß einen Edelstein
Groß und außerordentlich rein.
Hat einen Goldschmied zu sich holen lassen,
Daß er ihm soll einen Ring daraus fassen.

Einige Tage nachher kam in Hast
Dieser Mann in des Königs Palast,
Fiel vor dem König auf seine Knie,
Bat um Erbarmen, weinte und schrie:
„Der Stein fiel hinab, und der Ambos nach,
„Und der Stein in vier Stücke zerbrach.“
Glaubte der Goldschmied, der arme Tropf,
Es sei geschehen um seinen Kopf.
Mamun aber sah lächelnd ihn an,
Sprechend: „Wärest du Schuld daran,
„Wär' es wohl um dein Leben gethan;
„Doch was der Zufall verbrochen allein,
„Dafür sollst Du nicht bestrafet sein,
„Trag' die vier Stücke wieder nach Haus
„Und fasse mir jetzt vier Ringe daraus!“

Die sonderbare Arznei.

Anekdote.

Ein Dieb ward ertappt und eingefangen,
Er bekannte dreißig Diebstähle ein;
Der Richter meinte, er solle sich schämen,
Ein gar so entsetzlicher Schurke zu sein;
Doch er sprach: „O Herr, habt mit mir Geduld,
„Daß ich so viel stahl, ist nicht meine Schuld,
„Ich mußte mich leider dazu bequemen,
„Ich leid' an der Brust und bin immer heiser,
„Da rieth mir ein Arzt, ein sehr braver, weiser,
„Ich soll gewiß alle Tag' etwas nehmen.“

Die Glocke.

Es ließ der gerechte Nuschirvan
Am Thore zu seinem Schlosse
An einem Stricke hängen an
Eine Glocke, eine große.

Ausrufer mußten in der Stadt
Dem Volke dann bedeuten,
Wer immer eine Klage hat,
Der soll an der Glocke läuten.

Des Abends einst saß der Kalif
Auf Polstern bei der Schönen,
In Liebe ganz versunken tief,
Da hört' er die Glocke tönen.

Aufsprang er, eilt zum Fenster hin
Und sprach: „Ob meiner Freuden,
„Und weil ich selber glücklich bin,
„Soll auch kein And'rer leiden!"

Warum die Glocke hat erschallt,
Gab gleich sich kund dem Blicke:
Ein Esel, abgezehrt und alt,
Zog unten an dem Stricke.

Der König ließ das Jammerthier
Zur vollen Krippe führen,
Den Eigenthümer dann dafür
Zwei Tage Hunger spüren.

Der Platan.

Orientalisch.

Ein Wessir ward vom Kalifen
  Ohne seine Schuld verbannt,
Seines Eigenthumes beraubet,
  Und gewiesen aus dem Land.

Bald ging auch die treue Gattin
  In den Wohnsitz Allah's ein,
Und so war er, alt und kränklich,
  Nur mit seinem Schmerz allein.

Als ein Freund ihn einst besuchte,
  Der ihm von der großen Schaar
Aller seiner frühern Freunde
  Einzig treu geblieben war,

Fand er den gebeugten Alten
  Draußen in des Gartens Raum,
Seinen Kummer klagend einem
  Herrlichen Platanenbaum.

„Wie?“ — sprach dieser — „deinen Kummer
  „Klagest diesem Baume du?
„Traust du ihm denn eine größ're
  „Theilnahm' als dem Menschen zu?“

D'rauf der Alte: „Freund! ich weiß es,
  „Daß ihm Mitgefühl gebricht,
„Doch ich zieh' ihn vor den Menschen,
  „Denn er unterbricht mich nicht.“

Die Schlaflosen.

Ein Traumdeuter wollt' aus einer Stadt
Nach dem großen Babylon gehen,
Und dorten größ're Beschäftigung
Für sich zu bekommen sehen.

„Was willst du im prächtigen Babylon ?
„Warum diese Stadt denn verlassen ?"
So fragt' ein Freund ihn — „dort gibt es ja
„Traumdeuter in allen Gassen."

„Mag sein!" — erwiederte unser Mann,
„Doch wird's mehr zu deuten dort geben,
„In dieser abscheulichen Handelsstadt,
„Da kann ich ja gar nicht mehr leben.

„Nur Kaufleute gibt es und Krämer hier
„Und Juden auch noch in Menge,
„Geh nur einmal auf den Marktplatz hin,
„Und sieh das große Gedränge.

„Sie spekuliren den ganzen Tag,
„Und daß keiner etwas versäume,
„So spekuliren sie auch bei Nacht,
„Und haben daher keine Träume."

Wenn.

Hermine wär' so schön,
  Wenn sie es nur nicht wüßte,
Hermine wär' so gut,
  Wenn sie nicht Mehre küßte,
Hermine wär' so lieb,
  Wenn sie nicht öfters grollte,
Sie wär' demüthig auch,
  Wenn sie nur folgen wollte,
Hermine hätt' Verstand,
  Wenn sie nur d'rauf nicht pochte,
Sie würd' ein braves Weib,
  Wenn sie nur besser kochte,
Sie hätt' ein prächt'ges Aug',
  Wenn sie nicht schielen thäte,
Ich nähme sie zur Frau,
  Wenn sie Vermögen hätte.

Irrthum.

Wenn eine Sonnenfinsterniß
Sich ließ am Himmel sehen,
So glaubte man in Persien
Ein Unglück wird geschehen;
Bei einer Sonnenfinsterniß
Ward auch in alten Tagen
Das Heer des Königs Cosroes
Vom Feind total geschlagen;

Doch brachte nicht Finsterniß Gefahr,
Sie fielen, weil ihr Muth gefallen war.

*
* *

Der Irrthum kann oft heilsam sein
Für einzelne Personen,
Doch unheilbringend ist er stets
Für ganze Nationen.

An August von Kotzebue.

Im Jahre 1817.

Wie Menschen sich doch jede Lust verübeln!
Sie sind die eig'nen Feinde ihres Glücks,
Und schwächen und zerstören sich durch Grübeln,
Das schöne Kind des guten Augenblicks.

Wer wird des Himmels allerbesten Segen,
Das Lachen und die Thräne, die entfällt,
Auf die Capelle des Verstandes legen,
Und prüfen, ob sie denn auch Probe hält.

Du, Meister, kannst ob solchen Undanks klagen,
So mancher Stich ward dir schon beigebracht,
Sie wußten dir's gar feindlich nachzutragen,
Daß du sie bald gerührt, bald froh gemacht.

Doch kaum wird man ein Werk von dir verkünden,
So strömen schaarenweise sie heran
Auf's Neue lächeln, weinen sie und zünden
Dem kaum Verschmähten frischen Weihrauch an.

Weißt du, warum die Mystiker so toben?
Weil du der Wahrheit, die sie nie gekannt,
Den Schleier, den sie webten, aufgehoben
Und auf die deutsche Bühne sie gebannt.

Weil du hineingeschaut in Menschenherzen,
Und nicht Phantome aus den Lüften greifst,
Weil du durch Bilder wahrer Menschenschmerzen
Die Thränenperle aus dem Aug' uns streifst.

Dein Name wird stets hoch verehrt erschallen,
So lang der Mime lebt von Freud' und Schmerz,
Dein Wort wird aus Thaliens Tempeln hallen,
So lange schlägt und fühlt ein menschlich Herz.

Der Doppelmusikus.

Ich kenn' einen Tenoristen,
Der fängt jetzt Horn zu blasen an,
Damit er sich, wenn er singet,
Dazu accompagniren kann.

Erzählungen.

Schwärmerei und Natur.

Lebensbild.

Andreas Weißmann, Schulmeister zu Pellenberg, bewohnte das angenehmste Häuschen des Dorfes. Es war aus weißen Steinen erbaut, gegenüber der Kirche, deren Glockenthurm es beschattete, umgeben auf einer Seite von einer himmlischen Wiese, auf der die Schuljungen oft sich balgten, und auf der anderen Seite von einem reinlichen anmuthigen Gärtchen, worin der Lehrer nach der Schulstunde ausruhte und sein Pfeifchen schmauchte. Das Häuschen lag allein auf einem mäßigen Hügel, von dem man der Aussicht auf den grün bewachsenen Friedhof, auf die niederen Hütten des Dorfes und auf die fernen Gebirge genoß.

Dieses kleine Häuschen würde deinen Neid erregt haben, lieber Leser, und wenn du auch einen Palast in der Residenz oder das schönste Landgut in partibus besäßest.

Wenn die Erntezeit kam, so war die Schule fast leer. Den guten Landleuten gilt das Brot mehr als die Wissenschaft. Höchstens zehn oder zwölf kleine Jungen lehnten auf den Bänken herum. Der Schulmeister präsidirte bei einem etwas erhabenen Tische, auf dem weder Bücher, noch Federn, noch sonst

Attribute des Studiums lagen, sondern auf dem ein kleiner haus- backiger Junge von drei Jahren saß und über die ernsthaften Gesticulationen seines Vaters lachte.

Weißmann war ein fröhlicher Mann von dreißig und einigen Jahren, natürlich und einfach, der seine Unwissenheit Jedermann bekannte, mit Ausnahme der Eltern seiner Zöglinge, er las lieber Anekdotenbücher als wissenschaftliche Werke, trank lieber Wein als Wasser, war aber kein Säufer.

Sein Weib war jung und hübsch, blond und frisch; es war keines der gescheidtesten, aber seit undenklichen Zeiten haben schöne Frauen das Recht, unwissend zu sein. Ich glaube die Frauen sind bloß geschaffen, um schön zu sein, und ich kenne mehr als eine geistreiche Frau, die allen ihren Verstand darum gäbe, um eine anders geformte Nase oder Augen von einer anderen Farbe zu haben.

Das Halstuch der Frau Weißmann war gewöhnlich zu knapp, um den runden vollen Busen zu decken, über den aber ihr zweites jüngstes Kind sich sehr erfreute, weil es immer Nahrung genug fand, wenn es schrie.

Außer dem Dorfe wohnte ein reicher Edelmann, Ritter von Edelschein, der das Unglück hatte, eine schöne Tochter zu besitzen. Diese schöne Tochter trat zu eben der Zeit, wo diese Erzählung beginnt, aus der Erziehungsanstalt. Sie war so zu sagen eine liebliche zierliche Copie der Frau Schulmeisterin, eben so blond und blauäugig, aber feiner und zarter, eigentlich eine Schönheit, die man unter einen Glassturz hätte stellen sollen. Mathilden's Herz war ganz im Verhältnisse zu ihrem Körper, ein wenig beengt durch ihr Leibchen, wie ihre Füßchen durch die Schuhe, übrigens aber ein recht gutes kleines

Herzchen, dessen Instinkte sie folgte. Die Schulmeisterin hatte ihr Herz auf der Hand, Mathilde das ihrige auf den Lippen.

Weißmann war zu seinem Unglücke Sekretär des Herrn Ritters von Edelschein, er kam daher fast täglich in dessen Haus und sah auch fast täglich Mathilde. Er sah sie mit Bewunderung, denn nie hatte ein so sanftes Bild sein Auge entzückt. Seine Gattin war zwar noch hübscher, aber es war seine Gattin und darum gefiel sie ihm weniger.

Fräulein Edelschein, statt Kohl zu pflanzen, und Salat zu begießen, wie die Schulmeisterin, brachte ihre Zeit mit Lesen von Romanen zu, unter denen sie jene Eugen Sue's und Walter Scott's am meisten liebte. Sie zählte siebenzehn Jahre, und ihr Herz, geschaffen zu Familienfreuden, wurde bald selbst ein confuser Roman. In ihren Gedanken wandelte sich das bescheidene Haus ihres Vaters in ein altes Schloß um, sie bildete sich ein, ein Burgfräulein zu sein, und erwartete den Ritter ihrer Träume. Nachdem sie nun des Wartens müde geworden, warf sie ihre Blicke auf den Schulmeister, das heißt auf den einzigen erträglichen Mann, der in das Haus ihres Vaters kam.

Zur Zeit, wo die Mädchen von der Kindheit in die Jungfrauschaft übertreten, verbreiten sie rund um sich Liebe, so wie die Rose den süßesten Duft ausströmt, wenn sie sich erschließt, Das ist die Stunde der Gefahr für die Eltern, die Stunde des Triumphes für die Liebhaber. Die keuschesten unter ihnen verdunkeln nach und nach den Himmel ihrer Seele durch betäubende Träume und strafbare Hoffnungen: sie liebten die Tugend, sie fürchten sie jetzt; ihr Schlummer war sanft und ruhig, sie

schliefen in den Armen der heiligen Jungfrau, sie schlafen nun in den Armen verliebter Visionen; der Kampf ist zu heftig, es bedürfte der Tugend eines Erzengels, um der Liebe zu widerstehen. Die Liebe verfolgt sie, und zieht sie ohne Erbarmen zu jenen geheimen Pfaden, auf denen so viele Blumen und so viele Dornen sind. Die Liebe ist überall, auf dem Altar, an dem sie beten, in der Rose, die sie pflücken, in der Wolke, die vorüberzieht. Sie hören die Stimme der Liebe fort und fort, in dem Girren der Taube, in dem Rauschen der Blätter, in dem Murmeln der Wellen, in jedem Tone eines Instrumentes. Vergebens schließen sie Augen und Ohren, sie hören doch diese Stimmen und sehen diese Bilder. Der schöne Himmel, so rein, so klar am Morgen des Lebens, füllt sich mit Wolken, Blitze leuchten, das Gewitter zieht heran, es bricht aus, die Tugend fällt und die Liebe entflieht.

Eben während dieses ersten Herzensgewitters war es, daß Mathilde ihre Blicke auf den Schulmeister warf, dessen lächelndem und zugleich angenehmen Gesichte Mathilden's phantastische Empfindsamkeit noch viel mehr Reize verlieh.

Mathilde saß bei untergehender Sonne an ihrem Fenster, das in den Garten ging, und erblickte ihren Vater, der mit dem Magister in einer Allee auf- und niederging. Sie sprachen über landwirthschaftliche Verbesserungen. Mathilden's Blicke folgten dem Schulmeister etwas zerstreut, denn sie hatte nach und nach ein Vergnügen daran gefunden, den schlichten kräftigen Mann zu sehen. Als aber die Nacht kam, hatte ihre Einbildungskraft sich schon so gesteigert, daß es ihr schien, er sei der schönste aller Männer. Sie hätte wohl einen bessern Schnitt und mehr Auswahl in seiner Kleidung gewünscht,

allein das alte Sprichwort: Das Kleid mache nicht den Mann, kam ihr zu Sinnen. Von diesem Abend an bildete sie sich ein, sie sei die Geliebte des Schulmeisters. Den nächsten Morgen putzte sie sich für ihn, und am folgenden ging sie ihm in dem Garten entgegen, und fragte ihn erröthend, ob er die Blumen liebe? Weißmann sah sie verlegen an und antwortete: „Wer wird denn die schönen Blumen nicht lieben?" — Um die Röthe zu verbergen, neigte sich Mathilde zu einem Geranium, und dabei blieb ihr Kleid an einem Rosenstrauche hängen, Weißmann machte dasselbe mit zitternder Hand los und wollte zugleich seine Galanterie zeigen, indem er mit dem uralten Gemeinplatz herausplatzte: „Keine Rose ohne Dornen." Das Fräulein entfloh ganz verwirrt. — „Er liebt mich, ich bin verloren," murmelte sie in Entzückung. „Ach, wie schön!" rief sie, „sagte er: Keine Rose ohne Dornen!" So spricht nur eine liebende Seele. Freilich wäre dieß noch schöner, wenn er es in Versen gesagt hätte" Eine ganze Stunde versuchte sie Weißmann's Prosa in Versen zu verschönern und schrieb auf ein Rosapapier:

An Mathilde.

Dein Kleid erhaschte eine rothe Dornen-Rose
Und hielt dich fest, dich weiße Dornenlose.

Sie schlief wenig. Am andern Morgen, als sie im Garten eben „den Kerker von Edinburgh" las, fiel eine gepflückte Rose zu ihren Füßen. Die kommt von ihm! dachte sie entzückt. Sie drückte die Blume an ihren Busen und suchte, ob ihre Blätter nicht ein Liebesbriefchen verbargen, und als sie keines fand, sagte sie: „Das wäre auch zu gemein, die Rose schließt an und für sich schon ein Geständniß in sich, jedes Blatt ist eine Er-

klärung.“ Sie entblätterte die Rose und fragte dabei: „Er liebt mich — vom Herzen — mit Schmerzen —“ u. s. w.

Die Rose hatte eine Magd, die sie an einer Mathilden's Ruheplatz überragenden Stelle gepflückt hatte, herabfallen lassen.

Am Abende begegnete Mathilde Herrn Andreas in einer Laube. Der arme Schulmeister wußte nicht, wie er das Gespräch beginnen sollte und fing daher an, von der geheimen Wissenschaft der Aegyptier zu reden. Er hatte am Morgen eben ein kleines Büchlein betitelt: „die schwarze Kunst“ gelesen, und Leute, die nicht viel wissen, kramen gewöhnlich mit demjenigen aus, was sie zuletzt gelernt haben. „Das sind große Magier,“ sagte er nach einigem Stillschweigen, „welche aus den Linien der Hand die Zukunft wahrsagen.“

Ha! dachte Mathilde, er will, ich soll ihm meine Hand reichen, welch ein Gefühl und welche Delikatesse. Sie reichte Weißmann die Hand und sagte: „Nun so weissagen Sie mir die Zukunft!“

Weit entfernt, das weiße Sammthändchen zu drücken, berührte Andreas es kaum mit den Spitzen seiner Finger, was ihm Mathilde auf's Neue für ein tiefes Zartgefühl anrechnete; er machte große Augen und betrachtete die Linien in Mathildens zarter Hand, dann sagte er: „Sie werden lange leben, Fräulein, diese Linie hat kein Ende.“

„Haben Sie mir sonst nichts zu sagen, lieber Weißmann?“

Neuerdings die Linien aufmerksam betrachtend, sprach Andreas nach einigem Zögern: „Wenn Sie durchaus alles wissen

wollen, so sage ich Ihnen mit einigem Bedauern: „Sie werden ein sehr bewegtes Leben führen, und arm sterben."

Fräulein Mathilde, erfreut über diese Weissagung, hüpfte davon wie ein Reh und rief: „Gott sei gelobt! Ich habe es immer geahnt, mein Leben werde ein schöner Roman sein."

Andreas ging nach Hause. Da er zum Fenster kam, hielt seine Frau eben ihre Hand über die Brüstung, um den Tauben Futter zu streuen; diese Hand war recht hübsch geformt, aber von der Sonne gebräunt. Während er auf das Nachtessen wartete, suchte der arme Schulmeister vergebens das Bild des schönen Armes, den er heute gesehen, zu verwischen. Er spielte mit dem Pfande seiner ehelichen Liebe, aber nicht so heiter wie sonst. Er schlief diese Nacht wenig; sein Herz schlug heftig; er hatte beinahe Furcht vor dem Morgen. Als seine Frau bei den ersten Sonnenstrahlen erwachte und ihm, wie gewöhnlich, einen Kuß gab, umarmte er sie zärtlicher als sonst, allein er dachte dabei an Mathilde. Nach einer Stunde aber, als er zur Frühmesse geläutet und seine Küstergeschäfte besorgt hatte, war es in seinem Innern ruhiger geworden; er lächelte über seine nächtlichen Beängstigungen und schob die Schuld seiner Schlaflosigkeit auf den Kaffee, den er gestern Abends getrunken hatte.

Mathilde verfolgte ihre Reise in's Blaue. Phantastische Träume umgaukelten sie unabläßig und die ausschweifendsten, tollsten Hoffnungen in Hinsicht auf Andreas erfüllten ihre Seele. — „Wir haben keine Helden mehr," sprach sie zu sich selbst, wir leben in den Zeiten der Ruhe und der Wissenschaft. Anstatt sich durch Muth auszuzeichnen, wird sich mein Geliebter

durch seinen Geist über die andern erheben und mein Vermögen soll ihm zur Leiter dienen. Er wird ein ausgezeichneter romantischer Dichter werden, die Welt wird ihn bewundern, und er wird unsern Kindern einen berühmten Namen hinterlassen." Wenn Mathilde aber dann bedachte, daß Weißmann verheirathet sei, so beschloß sie, mit ihm in ein fernes Land zu fliehen und dort in einem stillen lachenden Thale nur der Liebe zu leben.

Ich würde viele Worte nöthig haben, um die empfindsamen Phantasien dieses jungen verirrten Herzens zu beschreiben.

Mathilde begegnete Weißmann oft im Garten. Der Schulmeister unterhielt sich gut mit den, wie er es nannte, kindischen und unschuldigen Reden und dem absonderlichen Benehmen des jungen Mädchens. Die Erinnerungen an den Garten verloren sich bei ihm stets wieder bei seinen Schul- und Kirchengeschäften, bei den Umarmungen seines Weibes und Kindes, so daß er sich dem vorübergehenden Vergnügen in Mathilden's Nähe nicht entziehen zu müssen glaubte. Eines Abends, — der Himmel glänzte voll Sternen, die Blumen hauchten ihre Düfte aus, die milde Abendluft fächelte ihre glühenden Wangen, — warf sie sich außer sich in Weißmann's Arme. Er war verführt und sie war verloren.

Die ersten Tage, welche hierauf folgten, verbarg sich Mathilde vor aller Augen, wie Eva nach der ersten Sünde; sie wollte den Apfel von sich werfen, den zu pflücken sie von der Schlange war verleitet worden, bald aber gewöhnte sie sich an die Vorwürfe, die sie sich selbst gemacht, und erstickte die Stimme der Unschuld durch Vorstellungen der Süßigkeit ihrer Schuld.

Der Schulmeister wußte gar nicht, wie ihm geschah: er glaubte manchmal, er habe nur geträumt, er war entzückt über sein Glück und kratzte sich dabei ängstlich am Kopfe. Erzogen in häuslicher Tugend, war er oft untröstlich darüber, daß eine Seite seiner Lebensgeschichte mit einer romantischen Begebenheit angefüllt war. Er hatte nie geträumt als von ganz einfachen Dingen, unterthänig und schüchtern, wie er war, schritt sein Ehrgeiz nie über die Schwelle seines Hauses. Er begehrte nichts, als von seinen Schülern das Schulgeld, von seinem Pfarrer die Gebühren für Orgelschlagen und Meßnerdienste, und von seinem Weibe ein wohlschmeckendes Essen, mehr wollte er nicht, aber das Schicksal wollte mehr von ihm.

Mathilde versank immer mehr und mehr und mit einem größeren Vergnügen in romantische Träume, und jeden Tag bildeten sich in ihrem Kopfe neue Abenteuer. Um dem Leser mit einem Male einen Begriff von ihrem leidenschaftlichen und launenhaften Charakter zu geben, mag er nun folgende Liebes-Episode erfahren.

Ritter von Edelschein mußte eine Reise unternehmen, um die Miethe von seinen Pächtern einzutreiben. Mathilde ganz allein mit ihrer Dienerschaft war vollständige Herrin ihrer Handlungen; allein da es nach ihrer Meinung keine wahre Liebe ohne Hindernisse gab, so gab sie Weißmann ein Rendez-vous auf ihrem Zimmer, und vorgebend, daß sie von allen Seiten beachtet werde, verlangte sie von ihm, daß er beim Fenster einsteige.

Der arme Schulmeister mußte sich dazu bequemen, er zerriß sich die Hände, er war in Gefahr den Hals zu brechen, allein mit Hilfe eines Spaliers gelang es ihm endlich doch, das

Fenster zu erreichen. Nach einer Stunde mußte er auf demselben Wege wieder zurück. Als er auf dem Boden stand, sprach er mit kläglichem Tone: „Lieber Himmel! Was für eine Verwüstung habe ich da unter den schönen Pfirsichen angerichtet. — Es wäre doch so einfach und leicht gewesen, über die Stiege hinauf und bei der Thüre hineinzugehen." —

Ein Jahr verfloß. Weißmann versuchte vergebens den Reizen Mathilden's und ihren Versuchungen zu widerstehen. Jeden Morgen nahm er sich fest vor, sie nicht mehr zu sehen, jeden Abend scheiterte sein Vornehmen wieder.

Ungeachtet der Unvorsichtigkeit Mathildens blieb ihr Verhältniß doch kein Geheimniß. Vergebens suchte eine Magd des Hauses ihre Bemerkungen hierüber zu verbreiten; kein Mensch glaubte, daß das edle Ritterfräulein von Edelschein sich mit einem Schulmeister in ein Liebesverständniß eingelassen haben könne. Indessen erhielt doch Frau Weißmann von ihren Nachbarinnen einige Winke, und Herr von Edelschein bekam von allen Seiten anonyme Briefe. Der Schleier, mit dem sich die Liebenden bedeckten, war schon durchsichtig geworden. Endlich wurde alles entdeckt. Der Edelmann schloß dem Schulmeister seine Thür, leider etwas zu spät.

Eines Abends, als Mathilde etwas Freiheit genoß, lief sie in die Kirche und heftete an das herabhangende Glockenseil mit einer Stecknadel ein Papier, worauf er, obschon er Schulmeister war, nur mit Mühe die Worte las: „Heute Mitternacht bei der kleinen Gartenthür."

Weißmann zog die Glocke mit zitternder Hand, indem er bei sich überdachte, ob er sich bei diesem Rendez-vous einfinden sollte oder nicht; denn er besaß nicht eben großen Muth und war

kein Freund von Abenteuern. Er fürchtete eine Falle, die ihn vielleicht der Ritter oder sein Weib legen könnte, und beschloß zu Hause zu bleiben. Bald aber kamen ihm menschlichere Ideen; Mathilden's bezauberndes Bild trat vor seine Blicke, blaß vor Liebe und Schmerz; er wurde noch einmal verführt, und beschloß, sich einzufinden. Plötzlich erbleichte er, seine zitternde Hand ließ den Glockenstrang fahren, denn er bemerkte, daß er in seiner verliebten Zerstreuung viermal zum Gebete geläutet habe. Die Weiber vom Dorfe, die vom Felde heimkehrten, wunderten sich nicht wenig, und sagten zu einander: Was fällt denn heute unserm Schulmeister ein?

Weißmann wußte der Aufmerksamkeit seines Weibes zu entwischen und stellte sich um Mitternacht bei der kleinen Gartenthüre ein. „Ich erwarte dich schon eine Stunde," schrie ihm Mathilde entgegen. Er näherte sich bebend und bat sie um Gotteswillen, etwas leiser zu schreien.

„Bleibe hier," fuhr sie fort, ihm die Hand drückend, und eilte in's Haus.

Dahinter steckt etwas, dachte der Schulmeister. Vorsichtig entfernte er sich etwas von der Gartenthür, stützte sich auf den Stamm eines Apfelbaumes, und mit bewegtem Herzen, lauschenden Ohren und spähenden Blicken harrte er auf Mathilden's Rückkehr. Eine halbe Stunde war verflossen, und das Mädchen erschien noch nicht, er verlor schon die Geduld, da vernahm er ein leises Rauschen und trat wieder zur Gartenthür.

„Höre mich," sprach sie eilig, „entweder du entführest mich oder ich entführe dich. Mache keine Einwendungen. Ich habe deine Rolle übernommen, weil du ihr nicht gewachsen bist; über nimm du die meinige, sei ergeben und gehorsam wie eine Frau,

aber falle mir nicht etwa wie diese schwachen Geschöpfe in Ohnmacht, denn wir haben keine Zeit zu verlieren."

Der arme Magister stammelte einige Worte, aber Mathilde hielt ihm die Hand vor den Mund und sagte: „Kein Wort weiter, später magst du reden, wenn wir weit genug entflohen sind."

„Ich will aber nicht entfliehen!" schrie Weißmann.

„Recht gut, du führst deine Frauenrolle vortrefflich aus. Ich will nicht! — Aber ich muß fort aus einem Lande, wo nie eine Emanzipation der Frauen Statt haben wird; willst du mich allein ziehen lassen? Wäre das, so bleibt noch ein Mittel, mich an dir Grausamen zu rächen!" Bei diesen Worten zog Mathilde einen Dolch aus dem Busen und ließ ihn im Mondenlicht schimmern.

Weißmann erbebte.

„Wohlan," sprach Mathilde mit entschlossenem Tone, „soll ich vollenden, wollen wir mit einander in eine andere Welt flüchten?"

„Nein, nein, wir wollen noch in dieser bleiben!" schrie Weißmann, „entführe mich, meinetwegen in die Hölle, wenn du willst!"

„So ist es recht, mein Getreuer," erwiederte Mathilde, ihn an ihre Brust drückend, „fort in die Hölle, wenn es sein muß, aber auf einem rosenbestreuten Wege."

Es erschien eine Magd, die einen Esel führte, Mathilde empfahl ihr, ja nichts zu vergessen, und während die Magd dem Esel einen kleinen Koffer und einen Reisesack auflud, nahm Mathilde den Arm Weißmann's und führte ihn auf die Landstraße. Der Schulmeister in der größten Angst dachte nach,

ob er nicht lieber Reißaus nehmen sollte. Mathilde freute sich, daß der erste Theil ihres Romans zu Ende ging.

Von dem Dorfe bis zum nächsten Städtchen zählte man nur zwei Meilen. Mathilde aber mußte ihre zarten kleinen Füßchen durch volle vier Stunden auf dem steinigen Wege ermüden, um dahin zu gelangen; denn der Esel hatte genug zu tragen. Uebrigens zog es die Romanenheldin vor, hinzuwandeln am Arme des Geliebten, der schweigend und ganz zerschmettert neben ihr hintrabte. Vergebens suchte sie ihn durch liebevolles Geschwätz zu ermuthigen. „Peinigen dich etwa schon mädchenhafte Gewissensbisse?" fragte sie. „Bedauerst du deine alte Schulmeisterbarake, deinen Kohl und Salat, und deinen Magister-Scepter? Hast du Furcht mit mir Hungers zu sterben? Ach wie herrlich wäre es für zwei Liebende, mit einander hinüber zu gehen, Indessen fürchte nichts für deinen Magen, zu jedem andern würd' ich sagen: Fürchte nichts für dein Herz. Ich trage einen Renten-Contract mit dem Staate auf jährliche 2000 fl. als Erbschaft meiner Mutter bei mir, ich habe allen meinen Schmuck mit mir genommen, außerdem bin ich im nächsten Jahre großjährig und kann den ganzen, nicht unbedeutenden Nachlaß meiner Mutter in Anspruch nehmen."

Der Schulmeister seufzte und ließ den Kopf hängen. Bis jetzt hatte er geschwankt, ob er nach Hause zurückkehren, oder Mathilden folgen sollte, aber die 2000 fl. Renten und der mütterliche Nachlaß vollendeten endlich seine Verführung und er versprach, sich Mathilden so fest anzuschließen, wie das Moos dem Steine. — „Worüber könnt' ich mich denn auch beklagen?" sprach er zu sich selbst, „ein schönes Mädchen und ein

gutes Einkommen. Ich habe Zeit und lerne recht gut Latein und treibe Musik, das wird ein vortreffliches Leben werden."

Andreas und Mathilde kamen ohne Hinderniß in der Hauptstadt an. Sie bezogen eine kleine Wohnung in einer abgelegenen Straße, wo sie in den ersten Monaten ruhig lebten. Endlich gelang es Herrn von Edelschein den Aufenthaltsort seiner Tochter zu entdecken. Er wandte Bitten und Drohungen an, er beschwor Mathilden bei seinen grauen Haaren und drohte ihr mit seinem Fluche, um sie zu vermögen zu ihm zurück zu kehren. Die arme Verirrte, widerstand allem, sie sah in all dem nur ein neues Kapitel ihres Liebesromanes. Der alte Vater starb aus Gram, Mathilde schaffte sich ein Trauerkleid an.

Nach des Ritters Tode hatten die beiden Liebenden keine Ursache mehr, sich zu verbergen; sie waren durch dessen Erbschaft reich geworden und bezogen ein schönes Haus in einer besuchten Straße. Der arme Teufel von Schulmeister ließ sich nun ganz so gehen, wie ihn das Schicksal leitete. Sein Weib schrieb ihm eine Menge Briefe voll orthographischer Fehler, in denen sie ihm das Maß beilegte, wie groß ihr Junge schon geworden sei, und worin sie ihm kläglich ihre verlassenen Tage beschrieb; er küßte die Briefe, weinte, dachte aber in einer Stunde nicht mehr daran. Während des ganzen ersten Jahres wandelte er wie berauscht auf der Bahn des Bösen fort. Auch befriedigte er seine Lieblingsneigungen, er lernte Latein und hielt sich viele Zeitungen. Aber am Ende des Jahres fing ihn die Langweile zu quälen an. Der Müßiggang, der ihm anfangs so behaglich geschienen, fiel ihm wie ein bleierner Mantel auf die Schulter. Er war für die Arbeit geboren, seine starken Arme wollten

sich rühren; aus dem Volke geboren, hatte Gott auch ihm, wie seinen Brüdern, keine andere Ruhe als die ewige vorbehalten. Er wünschte sich sein voriges Leben zurück, das ihm jetzt um so angenehmer schien, als er es durch das Prisma der Erinnerung sah, er sehnte sich nach seinen Rangen von Schülern, nach seinen kirchlichen Verrichtungen und nach den naiven Ergüssen der Liebe seines Weibes. Bedauert den armen Schulmeister, der zur Ruhe der Alten und Schwachen verdammt war, und der oft von sich selbst sagte: „Ich spiele hier die Rolle eines Todten."

Mathilde hingegen langweilte sich nicht, sie verfolgte immer mit Theilnahme den Roman ihres Lebens, überlas oft die früheren Kapitel und suchte die Auflösung voraus zu errathen. In den langen Abendstunden verlor sie sich oft in die phantastischesten Ideen. — „Ach, wenn du ein Schriftsteller würdest," sagte sie oft zu Weißmann, „was wäre das Herrliches! Du würdest der Welt Meisterwerke liefern." In den Augen des armen Schulmeisters waren Meisterwerke: Die Sprachlehre, die Erdbeschreibung in Fragen und Antworten, der Krakauer Kalender und seine Journale. Er hatte nur einmal in seinem Leben mit einer wissenschaftlichen Verhandlung sich abgegeben. Er hatte sich nämlich gefragt, warum sich die Erde die Mühe gebe, sich um die Sonne zu drehen? Frau Weißmann sagte sehr vernünftig, sie meine, die Erde drehe sich nicht um die Sonne, sondern vor der Sonne, sowie ein Kalbsschlegel am Spieße vor dem Feuer. Weißmann nahm das übel, sein Weib wurde heftig, und während des Streites ging die Milchsuppe über. Frau Weißmann wollte schnell zum Herde laufen und stieß dabei die Wiege um, das Kind schrie erbärmlich und Weiß-

mann nahm sich vor, nie mehr von wissenschaftlichen Gegenständen zu sprechen.

Mathilde sah, daß Andreas immer der alte blieb; er hatte zwar andere Kleider angezogen aber er blieb Schulmeister und that nichts lieber, als Psalmen und Grablieder singen, und schöne Buchstaben malen und der Köchin das Küchenbuch zusammen rechnen.

Es kam endlich eine Zeit, wo es Mathilden auffiel, daß Andreas so oft vom Hause abwesend war. Besonders an Sonn- und Feiertagen ging er des Morgens aus und kam erst Abends nach Hause. Bald sagte er, er habe einen großen Spaziergang gemacht, bald er habe Freunde getroffen, oder er habe einer Musik oder Revue beigewohnt. Vergebens bat ihn Mathilde sie mitzunehmen, er fand immer Hindernisse und ging allein. Wohin ging er? Mathilde war anfangs darüber unruhig, dann eifersüchtig.

Entschlossen das Räthsel zu lösen, folgte sie dem Andreas eines Morgens heimlich. Er ging durch mehrere Gassen, endlich in einen öffentlichen Garten. — „Ach! dachte Mathilde, hier hat er gewiß ein Rendez-vous.“ Endlich schlug es zehn Uhr und der Schulmeister eilte schnelleren Schrittes davon. Mathilde folgte ihm wieder, und sah, wie er in eine Kirche ging. — „Sieh da, wie in Spanien, ein Stelldichein in der Kirche!“ Das Gotteshaus war noch leer und Andreas wie verschwunden. Sie kniete an einem Pfeiler nieder und bat Gott, ihr dieses schreckliche Geheimniß zu enthüllen. Allgemach füllte sich die Kirche, Frauen und Mädchen erschienen und die Eifersüchtige betrachtete sie und dachte: „Ist es dieses schöne Mädchen? oder jene reiche Frau?“ Das feierliche Hochamt begann und mit

ihm der Gesang auf dem Chore. Mathilde eilte über eine Stiege in ein Seiten-Oratorium, um die Kirche besser übersehen und vielleicht auf diese Art ihren verlorenen Andreas wiederfinden zu können. Bei dem herrlichen Gloria fielen ihre Blicke unwillkührlich auf das Chor, und was erblickte sie? Unter den Choristen stand auch Andreas und sang mit vergnügtem Gesichte aus Leibeskräften mit.

Ganz enttäuscht und in ihrer romanhaften Idee ganz erniedrigt, eilte sie weinend nach Hause. Als Andreas erst Abends, nachdem er Vormittags in drei Kirchen die Messen und Nachmittags in eben so vielen die Vespern mitgesungen hatte, — nach Hause kam, überhäufte sie ihn mit Vorwürfen. „Wie erbarmungswürdig!“ rief sie, „Chorist! Kirchenchorist! Wenn es noch bei der Oper wäre. Ist das die Tribune, worauf dich meine Liebe erhoben hat? O mein Gott! wie sehr bin ich bestraft! Ich war blind als ich hoffte diesen Menschen zu metamorphosiren. Du warst Schulmeister und wirst Schulmeister bleiben.“ — „Ja,“ schrie Andreas, „ich war Schulmeister und will auch Schulmeister bleiben. Das Gewitter muß einmal losbrechen, ich muß meinem Herzen Luft machen. Ich habe es lange genug versucht, meine arme Natur zu unterdrücken, es geht nicht mehr. Verzeih' mir, Mathilde, ich bin deiner unwürdig, aber ich leide selbst dabei, wie ein Märtyrer. Unser Herrgott selbst hat dich zum Nichtsthun erschaffen, man sieht es an deinen Händen und Füßen, er hat dich erschaffen, wie eine schöne Blume zur Lust der Augen. Ich hingegen bin aus anderem Stoffe gemacht zur Arbeit. Die Ruhe ist für mich die größte Plage. Ungeachtet deiner liebevollen Sorgfalt vergehen mir die Tage langsam und die Langweile er-

drückt mich. Ich weiß nicht, ob es eine Strafe des Himmels ist, aber ich sehe alles schwarz, es ist immer Nacht für mich. Habe Mitleid mit mir, meine gute Mathilde, schicke die Magd und den Bedienten weg, laß mich die Zimmer auskehren, die Kleider reinigen, das Holz klein machen, laß mich in Kirchen läuten und singen, sonst halt' ich's nicht aus, gehe durch und nach Pellenberg zurück." — Nach diesem Geständniß that Weißmann einen tiefen Athemzug, und wischte sich den Schweiß von der Stirne. Mathilde aber antwortete mit emporgeworfenem Kopfe: „Lieber sterben, als meinen Geliebten als Choristen sehen. Ich verbiete es dir, jemals wieder im Chore mitzusingen."

Andreas wagte es nicht, etwas dagegen zu sagen. Tage voll Unmuth und Langeweile folgten dieser Scene. Er hatte Zeit nachzudenken, und da sah er denn sein Häuschen, beschattet vom Glockenthurme, seinen Garten, worin er so viele Fruchtbäume selbst gesetzt und mit edlem Obste befruchtet hatte, sein armes Weib, das über ihre Verlassenheit weinte, und seinen Knaben, der auch weinte, weil er die Mutter weinen sah. Er erinnerte sich der schönen Tage, wo er zweimal zum Gebete läutete, wo er seinen Schülern die Ruthe gab, und er seufzte tief und beklommen.

Eines Abends, nachdem er eben wieder solchen Erinnerungen nachgehangen hatte, nahm er Hut und Stock und ging heimlich fort, ohne zu wissen wohin. Er sah wie eben die Diligence abfuhr, er setzte sich ein und sagte der Hauptstadt und Mathilden ein ewiges Lebewohl.

Die beiden nachfolgenden Briefe werden diese kleine Erzählung schließen.

An Fräulein Mathilde von Edelschein.

Pellenberg den 16. Juli 18—

Meine arme Mathilde!

Ich habe dir immer gesagt, daß ich deiner unwürdig sei, aber mein Herz ist mehr werth, als ich, und dieses habe ich dir zurückgelassen. Dessenungeachtet aber habe ich mein Weib mit Vergnügen wieder gesehen! Sie hat so viel geweint. Ich bin des Abends angekommen, sie war ganz allein in unserm kleinen Hause, und strickte traurig. Ich sah sie lange durch das Fenster an und wurde unruhig, weil ich unser Kind nicht gewahr wurde, endlich bemerkte ich, daß es in dem Bette lag, worin ich oft so gut schlief. Ich trat zitternd ein, weil ich fürchtete, mein Weib würde mir einen schrecklichen Spektakel machen, allein sie stieß nur einen lauten Schrei aus, und stürzte in meine Arme. — „Bist du endlich da?“ rief sie, „ich wußte ja, daß du wieder kommen würdest. Und deine schöne Dame?“ fuhr sie fort, sich aus den Armen windend — „Verzeih!“ erwiederte ich, „und reden wir nicht von ihr.“ „Du kommst eben recht,“ sagte sie, „ich habe ein Gericht von Bohnen zubereitet, und auf dich gedacht, als ich sie einsammelte.“ „Und unser Junge, wo ist er?“ „Er schläft an deiner Stelle, böser Mann! Seine Wiege steht aber noch immer am Fuße des Bettes, ich wollte sie schon verkaufen, aber man weiß nicht, ob man sie nicht noch braucht.“ — Mit diesen Worten ging mein Weib zum Feuer und goß Milch in die Bohnen, und ich trat zum Bette und küßte meinen Buben. Ich weiß nicht, warum ich dir das alles schreibe, Mathilde, aber es lag mir auf dem Herzen und ich öffne dir dieses. Ich habe Hoffnung wieder Schulmeister in Pellendorf zu werden. Sie haben mich noch hier lieb; und über den Skandal, den wir

gemacht haben, lachen sie jetzt und bedauern mich sogar, wenn ich ihnen erzähle, wie sehr ich mich wieder hierher zurückgesehnt habe. Sieh, liebe Mathilde, mache es so wie ich, und tritt wieder in das bürgerliche Leben zurück, da hat man keine Langeweile. Verheirathe dich, das was geschehen ist, wird man dir nicht so verübeln, und es werden sich Freier genug finden; denn du bist reich; ja heirathe, Mathilde, heirathe, da kriegt man kleine Kinder, und das thut dem Herzen wohl. Man schaukelt sie, man führt sie spazieren, man liebkost sie, und dabei vergeht die Zeit. Vor allem bleibe nicht in der Hauptstadt, das ist ein schlimmer Aufenthalt. Glaube nicht, daß ich dir nicht mehr gut bin, die Thränen steigen mir in die Augen, da ich dir diesen Abschiedsbrief schreibe, und wenn du nur eine Stunde weit entfernt wärest, so würde ich zu dir eilen, um dich zu umarmen. O lieber Gott, wie mußt du dich so fern und so allein langweilen.

Lebe wohl, Mathilde, ich muß jetzt in die Kirche gehen, um Gebet zu läuten, diese Vergünstigung hat man mir schon zugestanden. Andreas Weißmann.

An Herrn Andreas Weißmann
ehemals Schulmeister in Pellenberg.

W— den 20. Juli 18—

Mit eigener Hand schreib' ich Ihnen diese Zeilen. Ich hab' es Ihnen oft gesagt, mein Freund, das Leben ist ein Roman. Mein Roman geht zu Ende, das Schicksal fängt an, das letzte Kapitel zu diktiren. Der Roman ihrer armen Mathilde ist nicht weniger interessant, als ein anderer; wenn ich ihn mit sechzehn Jahren gelesen hätte, ich würde Thränen geweint haben.

Wir sind getrennt und ich leide, aber auch der Schmerz hat sein Süßes. Als ich Ihren Brief las, kam mir ein Gedanke der Rache, ich wollte nach Pellenberg gehen, den Stahl erst in Ihr treuloses Herz, dann von Ihrem Blute rauchend in das meinige stoßen, doch besann ich mich anders. — Mit einem treuen Geliebten sterben ist süß, einen ungetreuen verachtet man. Ich ließ mir Kohlen bringen, allein wozu? der Gram wird mich ohnedieß bald verzehren. Ich will in dem Kirchhofe zu Pellenberg begraben werden, an der Seite meines Vaters. Eine zerbrochene Säule und eine Trauerweide soll auf meinem Grabe stehen. Der Kirchhof ist vor deinen Fenstern, da wirst du täglich meinen Schatten sehen, und dieß sei die Rache

deiner unglücklichen

Mathilde.

Die beiden Blinden.

Eine Dorfgeschichte.

Ich besuchte das herrliche und melancholische Thal von Chamouny. Ich durchwandelte mit ungemeinem Vergnügen den anmuthigen Tannenwald, der das Dörfchen Bois einschließt. Ich sah die Alpen und den Aveyron, und suchte Frieden in der Natur, mein Herz benöthigte dessen.

Ich war kaum dreißig Schritte gegangen, als ich bemerkte, daß Puck, mein Hund, nicht bei mir war. Man hätte ihn gewöhnlich mit dem besten Stücke Braten nicht bewegen können, sich von mir zu entfernen. Ich pfiff ihm, allein er zögerte sogar meinem Rufe zu gehorchen, und ich fing schon an etwas unruhig zu werden, als er zugleich furchtsam, aber doch mit vertrauensvollem Wedeln des Schwanzes, den Leib gebogen, das Auge flehend, den Kopf so tief hängen lassend, daß er die Ohren auf der Erde nachschleppte, zu mir kroch. Wenn Ihr Puck so gesehen hättet, Ihr würdet nicht haben böse werden können. Ich wurde es auch nicht, er aber lief wieder fort, kam wieder zurück, ich folgte seiner Richtung, bis er endlich, wie von zwei Gewalten gleich angezogen, unbeweglich stehen blieb.

Auf einer Felsenbank saß ein junger Mann von einnehmender Gestalt mit einem rührenden Gesichte, mit einer himmelblauen Blouse wie mit einer Tunika bekleidet, und einen langen, oben umgebogenen Stab in der Hand, wodurch er einem antiken Schäfer ähnlich sah, wie sie Poussin malte. Blonde, lockige Haare rundeten sich in weiten Ringen um seinen Hals und wallten über seinen Nacken herab. Seine Züge waren ernst ohne Härte, traurig ohne Niedergeschlagenheit, sein Mund drückte mehr Unlust als Bitterkeit aus, nur seine Augen hatten etwas Eigenthümliches, was ich mir nicht zu entziffern vermochte, sie waren groß und klar, aber starr, verloschen und stumm, keine Seele bewegte sich hinter ihnen.

Nichts ließ mich muthmaßen, daß er mich näher kommen gehört hatte. Ich glaubte er sei blind.

Puck hatte alle Eindrücke bemerkt, die der Anblick des jungen Mannes auf mich bewirkt hatte, und bei dem ersten Gefühl des Wohlwollens, das er in meinen Blicken wahrnahm, lief er zu dem neuen Freunde. Wer erklärt uns die Hinneigung des treuesten Wesens in der Natur zu dem Unglücklichsten, des Hundes zu dem Blinden?

Der Jüngling ließ seine Finger durch die langen Seidenhaare des Wachtelhundes gleiten, indem er ihm zulächelte. — „Woher kennst Du mich denn?" sprach er zu ihm, „Du bist ja nicht aus diesem Thale. Ich hatte auch einen Hund der so freundlich und vielleicht auch so schön war wie du, aber es war ein Pudel, er hat mich verlassen wie die Andern, er mein letzter Freund, mein armer Puck!"

„„Seltsamer Zufall," rief ich, „„Euer Hund hatte denselben Namen wie der meinige!""

„Ach mein Herr," sprach der Jüngling, indem er, sich auf seinen Stab stützend, aufstand, „verzeihen Sie!"

„„Setzt Euch, mein Freund, antwortete ich, Ihr seid blind?""

„Ja, seit meiner Jugend."

„„Ihr habt niemals gesehen?""

„Wohl, aber so wenig. Ich habe wohl noch eine Erinnerung an die Sonne, und wenn ich meine Augen zu dem Platze erhebe, den sie am Himmel einnehmen muß, so glaube ich eine Kugel rollen zu sehen. Ich erinnere mich noch des weißen Schnee's und unserer Berge."

„„Ihr habt also durch ein Ereigniß Euer Augenlicht verloren?""

„Durch ein Ereigniß, das noch das geringste Unglück war von allen, die mich trafen. Ich zählte kaum zwei Jahre, als eine Lavine unsere kleine Hütte verschüttete. Mein Vater, der den Fremden in diesen Gebirgen zum Führer diente, war nicht zu Hause. Sie können sich seine Verzweiflung denken, als er seine Familie lebendig begraben wieder fand. Er grub mit seinen Kameraden nach, und es gelang ihm in unsere Hütte zu dringen, deren Dach noch gehalten hatte. Der erste Gegenstand, den er erblickte, war meine Wiege. Er beeilte sich, mich in Sicherheit zu bringen; denn die Gefahr vergrößerte sich, indem durch das Graben neue Schneemassen locker wurden. Er eilte dann wieder in die Hütte, um meine in Ohnmacht liegende Mutter zu retten; und man sah beim Scheine der Fackeln, wie er sie auf seinen Armen trug, aber plötzlich stürzte mit einem fürchterlichen Gekrache Alles über sie zusammen. Ich war eine Waise, und man sah am nächsten Morgen, daß der schwarze Staar mich blind gemacht hatte."

„„Armer Junge, und Ihr bliebt also ganz allein?““

„Ein Unglücklicher ist in unserem Thale nie allein. Alle unsere guten Nachbarn vereinigten sich, mein Elend zu mildern. Einer gab mir Unterstand, der Andere Nahrung, der Dritte Kleidung. Eine herzensgute Frau, Witwe, pflegte und führte mich. Sie ist mir noch jetzt Mutter und führt mich täglich im Sommer hierher.“

„„Und das sind alle Eure Freunde?““

„Ich hatte noch mehr, antwortete der Jüngling, indem er mit geheimnißvoller Miene einen Finger auf seine Lippen legte, aber sie sind fort.“

„„Um nicht wiederzukehren?““

„Allem Anscheine nach. Einige Tage glaubte ich wohl Puck habe sich nur verlaufen und werde zurück kommen, allein man verirrt sich nicht ungestraft in unsern Gletschern. Ich werde ihn wohl nicht mehr an mir herauf hüpfen fühlen, und bei der Annäherung von Fremden bellen hören.“

Der Blinde wischte eine Thräne aus dem Auge.

„„Wie nennt Ihr Euch denn?““

„Ich heiße Gervais.“

„„Hört, Gervais — wollt Ihr mir ein wenig sagen, warum Ihr denn jene Freunde verloren habt?““

In diesem Augenblicke machte ich eine Bewegung, um mich neben ihm auf die Bank zu setzen; er aber rückte schnell auf den leeren Platz und sprach flehend: „Nicht daher, lieber Herr, da saß Christine immer, und diesen Platz hat noch Niemand eingenommen, seit sie fort ist.“

„„Christine?““ wiederholte ich, indem ich mich auf jenen Platz setzte, den Gervais soeben verlassen hatte; „„erzählt

mir doch von dieser Christine, Euere Geschichte erweckt meine ganze Theilnahme.""

Gervais begann:

„Ich habe Ihnen schon gesagt, daß mein Leben nicht ganz freudenleer war; denn der Himmel hat für das Unglück als Ersatz das Mitleid in die Herzen guter Menschen gelegt. Ich lebte in der süßen Unwissenheit meines Elends. Da kam ein neuer Gast in unser Dorf und das ganze Thal sprach von dem Fremden. Man kannte ihn nur unter dem Namen Robert, allein man erzählte sich, er sei ein vornehmer fremder Herr, den unersetzliche Verluste und tiefer Kummer bestimmt hatten seine letzten Lebensjahre in die Einsamkeit zu verbergen. Er soll weit von hier seine Gattin verloren haben, die sein ganzes Glück ausmachte, und von ihr sei ihm nur ein Gegenstand ewigen Schmerzes übrig geblieben, eine blind geborne Tochter. Man pries die Tugenden des Vaters eben so sehr als den Geist, die Schönheit und die Anmuth der Tochter. Meine Augen konnten über ihre Schönheit kein Urtheil fällen, allein alle Vollkommenheit kann zu dem Reiz, der in meinem Gedächtnisse von ihr lebt, nichts mehr hinzu fügen. Ich sehe sie noch im Geiste eben so liebenswürdig, wie meine Mutter."

„„Ist sie todt?"" rief ich.

„Todt?" wiederholte er mit einem Ausdruck, in dem sich Schrecken und, ich weiß nicht, welche unerklärliche Freude, vermischten, „todt? wer hat Ihnen das gesagt."

„„Verzeiht, lieber Gervais, ich weiß gar nichts von ihr, aber ich suchte mir den Beweggrund Eurer Trennung zu erklären.""

„Sie lebt," antwortete er, bitter lächelnd, dann schwieg er

einen Augenblick. — „Ich weiß nicht, ob ich Ihnen gesagt habe," sprach er dann halbleise, „daß sie Christine hieß, und hier, wo ich jetzt sitze, war ihr Platz. O Christine," rief er wehmuthsvoll und streckte die Hand aus, als ob er sie suchte. Puck leckte ihm die Finger und blickte ihn mit gutmüthigen Augen an. Ich hätte Puck in diesem Augenblicke nicht für eine Million gegeben.

„„Verzeiht, lieber Gervais, sprach ich, daß ich in Euerer Brust eine so traurig tönende Saite berührt habe. Ich ahne nun beinahe den Rest Euerer Geschichte. Die Gleichheit Eueres Unglücks mit jenem Christinens machte Eindruck auf Herrn Robert, Ihr wurdet für ihn ein zweites Kind.""

„So ist es, lieber Herr, und Christine wurde meine Schwester. Meine Pflegemutter und ich wohnten nun in dem neuen Hause, das man das Schloß nennt. Die Lehrmeister Christinens wurden auch die meinigen. Wir lernten miteinander jene himmlische Kunst der Harmonien, welche die Seele zu Gott erheben. Wir lasen mit den Fingern auf Blättern mit emporragenden Buchstaben die erhabenen Gedanken der Philosophie und die herrlichen Erfindungen der Dichter. Ich selbst versuchte sie nachzuahmen und zu malen, was ich nicht sah; denn der Dichter schafft eine neue Welt, deren Elemente sein Genius erzeugt. Christine liebte meine Verse, was wünschte ich mehr? Wenn sie sang hätte man glauben können, ein Engel sei von dem Gipfel der Berge herabgestiegen, um das Thal zu entzücken. Jeden Tag in der schönen Jahreszeit führte man uns zu diesem Felsen, der seitdem der Felsen der Blinden genannt wird, und wohin uns der beste der Väter gewöhnlich folgte."

Als Gervais also sprach, war er nach und nach immer

düsterer geworden, seine reine Stirn umzog eine Wolke des Zornes, er strampfte mit dem Fuße und brach eine Alpenrose, die schon lange am Stengel verwelkt war, ich nahm sie und steckte sie in meinen Busen.

Einige Minuten vergingen, ohne daß ich es wagte ihn anzusprechen, und auch er schien nicht die Erzählung fortsetzen zu wollen. Plötzlich wischte er mit der Hand über die Augen, als ob er einen peinlichen Gedanken verscheuchen wollte, und wandte sich, anmuthig lächelnd, mit den Worten zu mir: „Haben Sie Mitleid mit meinen Schwächen, mein Herr, ich kann meinem Herzen nicht gebieten, vielleicht kommt noch eine Zeit, wo der Verstand mein Gefühl beherrschen wird, aber ich bin noch so jung."

„„Ich fürchte, lieber Freund,"" antwortete ich, indem ich ihm die Hand drückte, „„daß Euch dieß Gespräch ermüde. Holt nicht aus Euerem Gedächtniß Erinnerungen hervor, die Euch schmerzlich ergreifen. Ich würde es mir nie verzeihen können, Euch auch nur eine Stunde verdüstert zu haben.""

„Ach mein Herr," erwiederte er, „meine Erinnerung und meine Sehnsucht sind meine einzigen Freunde. Wir haben uns zusammen gewöhnt, und ich ertrage meinen Schmerz leichter, wenn ein bischen Wohlwollen ihn durch freundliches Entgegenkommen lindert. Ja, wir Blinden schwätzen gerne, und mich hört man so selten an."

Ich drückte neuerdings Gervais die Hand und er mochte wohl daraus erkennen, daß ich ihn gerne anhörte.

„Übrigens," fuhr er fort, „ist nicht jede meiner Erinnerungen bitter. Manchmal bilde ich mir ein, mein gegenwärtiges Unglück sei nur ein Traum, und nichts sei wahr in meinem Leben

als das Glück, welches ich verloren habe. Ich träume, sie sitze noch an diesem Platze, etwas weiter von mir entfernt als sonst, und sie schweige, weil sie in eine Betrachtung versunken ist, die unserer Liebe nicht störend ist. O! wenn die Ewigkeit, die Gott guten Menschen aufbewahrt, nur die Fortsetzung des süßesten Gefühles ist, das sie bewegt hat, welches Glück wäre es in einem solchen Traume vom Tode überrascht zu werden und so hinüber zu schlummern."

„Eines Tages saßen wir wieder bei diesem Felsen, wie täglich, und erfreuten uns so innig der reinen Luft, des Duftes der Alpenkräuter und des Gesanges der Vögel, und ich weiß nicht, welches Vorgefühl von der Schnelligkeit und Unsicherheit des Glückes uns Beide zugleich ergriff. Wir rückten näher zusammen, wir umschlangen uns mit den Armen, als ob man uns trennen wollte, und wir riefen Beide wie mit einer Stimme: „Immer! immer!" — „Ja, immer Christine! Die Welt, welche uns für so unglücklich hält, kann sie wohl das Entzücken beurtheilen, welches wir Beide in unserer Zärtlichkeit finden? Was kümmert uns das lächerliche Treiben jener ungestümen Gesellschaft, wo sich so viele Interessen bekämpfen, die uns stets unbekannt bleiben werden; die Natur hat für uns ungleich mehr gethan, als für sie. Wir sind für sie unvollkommene Wesen und das ist ganz natürlich, denn sie wissen nicht, daß die Vollkommenheit des Lebens darin besteht, zu lieben und geliebt zu werden. Sie bedauern uns, weil sie nicht wissen, daß wir sie bedauern. Diese gefährliche Verblendung, welche die Leidenschaften durch den Blick bewirken, wir kennen sie nicht. Selbst die Zeit verliert ihren Einfluß auf zwei Blinde, welche sich lieben. Wir werden uns für einander niemals ändern. Es ist nicht das Blendwerk einer

vorüber gehenden Schönheit, das mich zu Dir hinzog, es ist etwas, was man nicht ausdrücken kann, wenn man es fühlt, und was man nicht vergißt, wenn man es gefühlt hat. Es ist eine Schönheit, die Du allein besitzest, und die ich in Deiner Stimme höre, in Deinen Händen, Armen und Locken befühle, in Deinem Hauche athme und in Deiner Seele verehre. Wäre die Sonne in Deinen Augen, ich würde diese nicht mit mehr Entzücken küssen. Ich weiß nicht, ob Dein Nacken so weiß ist, als der Schnee auf unsern Gletschern, aber er würde mir deßhalb nicht mehr gefallen. O wenn ich sehen könnte, ich würde Gott bitten, das Licht in meinen Augenhöhlen auszulöschen, um keine andern Frauen zu sehen, um nur mich Deiner allein zu erinnern. Eine Welt sehen, sie durcheilen, umfangen, erobern, besitzen mit einem einzigen Strahl des Blickes — o! ein ungeheures Wunder! — aber wozu? um meine Seele mit unnützen Eindrücken zu betäuben, um sie von Dir abzuleiten? Was hätte ich in dem, was sie Wunderwerke der Natur und der Kunst nennen, zu suchen, wenn nicht allenfalls einen Eindruck, der mich an Dich erinnert? Wir kennen ja auch jene Künste, die sie am meisten schätzen: die Musik, die Poesie. Ich besitze das höchste, Dein Herz, Du das meinige, und so sind wir beide glücklich; nicht wahr Christine?" — „Unendlich glücklich!" antwortete Christine. — „Und Ihr sollt es auch immer bleiben meine Kinder!" fiel Herr Robert ein, indem er unsere Hände vereinigte; denn ich werde euch nie trennen." — Gewöhnt, uns überall zu folgen, hatte er sich uns genähert, ohne von uns bemerkt zu werden, und gehört, was wir sprachen. Ich glaubte Unrecht gethan zu haben, und auch Christine zitterte. Herr Robert setzte sich aber in unsere Mitte, denn wir hatten uns etwas von einander

entfernt. — „Warum solltet Ihr nicht vereinigt sein?" sprach er, indem er uns beide mit seinen Armen umfing und uns zärtlicher als gewöhnlich an sich drückte. — „Warum nicht? — Bin ich nicht reich genug, um euch zu verschaffen, was Ihr euch selbst nicht erwerben könnt? Ihr werdet Kinder haben, die euch einst eueren alten Vater ersetzen werden; denn euer Übel ist nicht erblich. Umarmt euch Kinder, und danket Gott, bald kommt ein Tag, an dem die Sonne der Freude auch für Blinde leuchten wird."

„Christine, warf sich aus den Armen ihres Vaters in die meinigen. Zum ersten Male fanden meine Lippen die ihrigen. Ach dieses Glück war zu vollkommen, um Glück zu sein! — Ich glaubte meine Brust müsse zerspringen. Ich wünschte zu sterben! — Ich starb nicht."

„Ich weiß nicht, lieber Herr, wie das Glück Anderer beschaffen ist; das meinige gab mir weder Ruhe, noch Hoffnung. Der Schlaf floh mich, oder vielmehr ich suchte ihn nicht; denn ich glaubte, ich hätte an der Ewigkeit nicht genug um alle die Freuden zu genießen, die mir versprochen waren, je mehr ich mich aber dem Entzücken hingeben wollte, je mehr entschwand es meinen Gedanken unter einer Menge verworrener Wahrscheinlichkeiten. Ich wünschte mir fast meine freudenlose, aber auch besorgnißfreie Vergangenheit zurück, wo ich nichts fürchtete, weil ich auf nichts rechnete. Endlich vernahm ich die gewöhnliche Bewegung im Hause, ich stand auf und kleidete mich an, ohne meine Pflegemutter zu erwarten; ich betete und stellte michdann zum offenen Fenster, um meinen heißen Kopf zu kühlen. Ich hörte Tritte, das war nicht Herr Robert. Eine Hand faßte die meinige. — „Herr v. Maunoir!" rief ich. Es war schon einige Jahre, daß er nicht gekommen war, allein sein Gang, der

Druck seiner Hand und etwas freies, gemüthliches, was sich nicht durch einen der Sinne, wohl aber durch alle beurtheilen läßt, war mir von ihm im Gedächtniß geblieben. „Ja ja, das ist er," sprach er zu Jemand mit bewegter Stimme, „das ist mein armer Gervais. Sie wissen wohl was ich Ihnen von ihm seiner Zeit erzählt habe." — Dann legte er seine Finger auf meine Augenlieder, hielt sie einige Augenblicke empor und sprach: „Gottes Wille geschehe! — Sage mir, lieber Gervais, fühlst Du Dich unglücklich?" Sehr glücklich, antwortete ich. Herr Robert sagt, ich habe von seiner Güte Gewinn gehabt, ich kann lesen wie ein Sehender und Christine liebt mich. — „Sie wird Dich noch mehr lieben wenn sie Dich sehen wird," versetzte Herr Maunoir. — Wenn sie mich sehen wird? sagen Sie? — Ich dachte dabei an jenen ewigen Tag, wo auch das Auge des Blinden sich öffnet und es keine Nacht mehr gibt. Ich verstand Herrn Maunoir nicht."

„Meine Mutter führte mich nach einigen Tagen wie gewöhnlich hieher, allein Christine zögerte lange. Ich suchte mir zu erklären, weshalb. Mein Puck lief ihr entgegen, als ob er sie holen wollte, und wenn er weit entfernt war, so heulte er, und wenn er wieder zurückkehrte, so kratzte er mit den Pfoten an dem Platze, wo sie gewöhnlich saß. Endlich bellte er so stark und sprang so lustig herum, daß ich muthmaßte, sie sei schon nahe, obschon ich sie noch nicht hörte; ich beugte mich gegen die Seite, von der ich sie erwartete, und meine ausgestreckten Arme fanden die ihrigen. Herr Robert hatte sie dießmal nicht begleitet, und ich begriff nun wohl, daß ihn und auch Christinen die Fremden zurück gehalten hatten, die sich im Schlosse befanden."

„Sehr sonderbar war es dießmal, mein Herr, daß mich die

Ankunft Christinens, wonach ich mich doch so sehr gesehnt hatte, mit einer mir bisher noch unbekannten Unruhe erfüllte. Ich war nicht mehr so unbefangen bei ihr. Es schien mir, als ob ihr Vater, indem er mir neue Rechte gab, mir neue Entbehrungen auferlegte. Ich wagte es nicht mehr ihre Hand zu fassen, meinen Kopf an ihre Schulter zu lehnen; sie empfand vielleicht dasselbe, denn unsere Unterhaltung war so, als ob wir uns erst kennen gelernt hätten. Das konnte nicht lange dauern, die Täuschungen der letzten Tage waren noch nicht veraltet. Puck erinnerte uns daran, indem er immer von Einem zum Andern sprang, als wenn es ihm nicht recht wäre, uns so entfernt von einander und so kalt zu sehen. Ich näherte mich Christinen, und meine Lippen suchten ihre Augen. Sie berührten eine Binde. Bist Du verwundet Christine? fragte ich erschrocken. — „Ein wenig, nur ein klein wenig," antwortete sie, „sonst könnte ich ja nicht so bei Dir sein wie gewöhnlich, auch ist nichts zwischen Deinem Munde und meinen Augen als ein grünes Band."

„Grün! grün! o mein Gott was ist das grün?"

„Ich sehe ja — ich sehe!" und bei diesen Worten zitterte ihre Hand in der meinigen, als ob sie mir einen Fehltritt gestanden oder ein Unglück erzählt hätte.

„Du siehst, schrie ich, wirst immer sehen! O ich Unglücklicher — Du wirst sehen! Der Spiegel, der bis jetzt nur eine geglättete kalte Fläche für Dich war, wird Dir jetzt Dein lebendes Bild zeigen. Sein stummes aber lebhaftes Gespräch wird Dir täglich wiederholen, daß Du schön bist, und wenn Du zu dem armen Blinden kommst wirst Du nur ein Gefühl mehr für ihn haben: das Mitleid, daß er blind ist. Was sage ich? Du wirst gar nicht

mehr zu ihm kommen: welches schöne Mädchen wird einen Blinden lieben? Ach, ich bin blind!"

„Als ich dieses sprach fiel ich zur Erde, allein sie reichte mir ihre Arme, unterstützte mich, half mir empor und rief laut weinend. „Nein, nein, ich werde nie Jemand andern lieben, als Dich. Du wünschtest Dir so oft Glück dazu, daß wir beide blind sind, weil dadurch unsere Liebe nie erlöschen wird, wohlan ich will auch wieder blind werden, um keinen Stachel in Deinem Herzen zurück zu lassen. Willst Du daß ich die Binde abreisse und in die Sonne schaue?"

„Halt ein!" rief ich und hielt ihre Arme mit den meinigen, „höre mich! Es ist recht gut daß Du siehst, denn nun bist Du vollkommen. Es ist gleichgiltig, daß ich nicht sehe und verlassen sterbe; denn es ist das mir von Gott bestimmte Los; aber schwöre mir, mich nie zu sehen, es nie verlangen mich zu sehen. Wenn Du mich siehst, wirst Du mich auch gegen Deinen Willen mit Andern vergleichen. — Das will ich nicht! — Ich will für Dich ein Traum, ein Geheimniß bleiben. Ich fordere, daß Du mir schwörest nur mit der grünen Binde hieher zu kommen — in jeder Woche einmal, oder wenigstens alle Monate, in jedem Jahre einmal, auch nur ein einziges Mal wieder zu kommen. Ach schwöre mir noch einmal wieder zu kommen und mich nicht zu sehen."

„Ich schwöre Dich immer zu lieben," antwortete Christine weinend.

„Die Sinne vergingen mir, ich fiel ihr zu Füßen. Herr Robert hob mich auf, sagte mir einige freundliche Worte und übergab mich meiner Mutter. Christine war nicht mehr da.

„Sie kam den nächsten Tag wieder, auch den darauffolgenden,

mehre Tage nach einander und meine Lippen fanden immer das grüne Band. Ich dachte mir: sie ist für mich blind geblieben, und sie wird mich immer lieben. Ich bedeckte das grüne Band mit Küssen; denn ich liebte ihre Augen nicht."

„Eines Tages — nach vielen Tagen — kam Christine wieder. Ihre Hand hatte sich mit einem heftigeren Drucke mit der meinigen vereinigt, ihr Herz schlug so ungestüm, daß ich es durch ihre Fingerspitzen fühlte, und mein Mund streifte an lange Seidenhärchen unter dem grünen Bande. Mein Gott! rief ich, ist es ein Irrthum meines Gedächtnisses? Nein, nein, ich erinnere mich, als ich noch ein Kind war, sah ich Funken durch die Härchen meiner Augen blinken, die mich in meiner Wiege aufweckten. Christine! Du siehst mich?"

„Ja, ich habe Dich gesehen, antwortete sie lachend, wozu nützte mir auch das Sehen, wenn ich Dich nicht gesehen hätte? Glaubtest Du der Neugierde eines Mädchens Grenzen setzen zu können, deren Augen sich dem Lichte öffnen?"

„Das ist nicht möglich Christine, Du hast mir ja geschworen."

„Als Du den Schwur von mir verlangtest, hatte ich Dich schon gesehen. — Als ich mit meinem Mädchen hieher ging fragte ich sie schon von weitem: Ist er schon da? Ja, Fräulein, antwortete sie, er scheint sehr traurig. — Ich begriff das; denn ich kam ja so spät. Da riß ich das Band ab. Man hatte mich gewarnt, dadurch könne ich das Augenlicht wieder verlieren, aber wenn ich Dich gesehen, bedurfte ich es ja nicht mehr. Ich nahm das Band erst wieder vor, als ich mich zu Dir setzte."

„Du hast mich also gesehen und kommst doch, das ist gut Was hast Du denn noch gesehen?"

„Herrn Maunoir, meinen Vater, mein Mädchen und dann die Bäume, die Berge, den Himmel, die Sonne, die ganze Schöpfung, deren Mittelpunkt ich war, und die sich von allen Seiten auf mich stürzen zu wollen schien.“

„Die Luft ist diesen Abend frisch, nimm Dein Band ab.“

„Ich fand in Christinens Worten einige Beruhigung: Man klammert sich so leicht an die Hoffnung. Der Mensch ist zu schwach um einem Irrthum zu widerstehen, der ihm schmeichelt. Unser Leben gewann nun eine neue Beweglichkeit. Diese Bank, auf der wir sitzen, war jetzt nur mehr ein Ruheplatz, wenn wir von Spaziergängen, auf denen Christine meine Führerin war, zurückkehrten, da theilte sie mir alle Eindrücke mit, welche die wunderbaren Bilder der Natur auf ihr erschlossenes Gesicht bewirkten. Es schien mir manchmal, als ob ihre Einbildungskraft gleich einer wohlthätigen Fee meine Seele von der Finsterniß des Körpers befreite, und die anmuthigen Bilder wirkten gleich Wohlgerüchen, die lebhaften Farben gleich Tönen auf mich; aber bald sträubten sich meine Sinne, diese Bilder aufzunehmen und ich sank wieder in die ewige Nacht zurück. Dieser traurige Rückfall entging ihrer zärtlichen Sorgfalt nicht und sie suchte mich auf alle mögliche Weise zu zerstreuen. Manchmal war es ihr Gesang, der mich in die Zeit zurück führte, wo wir noch beide blind waren, und sie mich durch diesen entzückte; öfters war es die Lekture, die für uns ein ganz neues Vergnügen wurde. Wenn sie las, so glaubte ich ein neues Leben zu leben, das ich früher nie geahnt hatte, ein Gefühlsleben. O welch' eine Welt von herrlichen Gedanken und Betrachtungen öffnet sich dem Begünstigten, der vom Himmel die Fähigkeit erhalten hat, zu lesen, und den Verstand, das Gelesene zu begreifen! Bald war es eine

Stelle in der Bibel, die mich mit Ehrfurcht und Bewunderung erfüllte, bald wieder die himmlische Naivetät Homers oder die religiöse Feierlichkeit Miltons, die mir in die tiefste Seele drang. Wir lasen auch Romane, unter denen ich aus einem flüchtigen Instinkt, den ich mir nie zu erklären suchte, Göthe's „Werther“ vor allen liebte. Christine zog diejenigen Romane vor, die zu unserer Lage paßten. Eine tief empfundene Leidenschaft, eine schmerzlich gefühlte Trennung, die reinen Freuden einer keuschen Seeleneinigung, die Einfachheit einer ländlichen Wirthschaft, verborgen vor der habsüchtigen Neugierde und der falschen Sentimentalität der Menschen, das waren die Gegenstände, die ihre Stimme bewegten und ihre Augen netzten, und obwohl man jetzt nicht so oft mehr von unserer Vereinigung sprach, so umarmte sie mich, wenn die Lekture des Abends etwas Ähnliches enthielt, doch auch jetzt noch vor ihrem Vater.“

„In einiger Zeit glaubte ich einige Veränderung in ihrer Wahl der Bücher zu bemerken. Sie gefiel sich mehr in Darstellungen von Scenen der großen Welt, sie las mit Eifer die Beschreibung eines Festes, der Toilette einer Dame, oder eines öffentlichen Schauspiels. Ich schrieb diese Veränderung ihres Geschmackes der größeren Bewegung zu, die im Schlosse herrschte, seitdem Herrn Maunoir das Wunder seiner Kunst gelungen war. Herr Robert, jetzt sich glücklicher fühlend und mehr aufgelegt, sich des Lebens und seines Reichthumes zu freuen, seit ihm seine Tochter in ihrer ganzen Vollkommenheit wieder gegeben war, vereinigte die zahlreichen Reisenden, welche der Sommer in unsere Berge bringt, in seinem Schlosse. Christine glänzte in diesem Kreise von reichen Fremden, berühmten Gelehrten und geistreichen Frauen durch hundert Reize, die ich an ihr nicht kannte.

Welch' eine unglaubliche Mischung von Stolz und Schmerz hob meine Brust, wenn ich das Feuer ihrer Augen oder die herrliche Farbe ihrer Haare rühmen hörte."

„Diejenigen, die Anfangs blos darum gekommen waren, um unser Thal kennen zu lernen, verlängerten gerne ihren Aufenthalt, um Christine zu sehen. Ich konnte das leicht begreifen. Indessen schien sich ihre Neigung gegen mich nicht zu ändern, dennoch fühlte ich, daß sie immer außer mir, außer uns, außer jener Gleichgestimmtheit im Unglück lebe, die man nicht zurückverlangen kann, die uns aber unglücklich macht, wenn wir sie verlieren. Ich sehnte mich nach dem Winter. Der ersehnte kam und Herr Robert erklärte mir, nicht ohne Vorsicht, nicht ohne mich zu versichern, daß unsere Trennung nur kurze Zeit dauern werde, daß er mit Christinen sich nach Genf begeben wolle, um dort den Winter zuzubringen. — „Lieber Gervais," setzte er hinzu, „der Winter ist bald vorüber und wir sind ja einander so nahe."

„Begreifen Sie, mein Herr? bald vorüber ein Winter in den Alpen, und so nahe, jenseits aller dieser Berge ein Weg, den selbst ein Saumthier nur mit Gefahr gehen würde, und ich war blind!"

„Ich stand stumm und starr. Christine umfing mich mit ihren Armen. Sie schienen mir kalt, fast schwer. Sie richtete einige bewegte zärtliche Worte an mich, wenn ich mich recht erinnere, allein dieß Alles ging schnell wie ein Traum vorüber. Ich kam erst in einigen Minuten wieder ganz zur Besinnung. Meine Pflegemutter sagte mir: sie sind fortgereist, aber wir bleiben im Schlosse."

„Ich hatte nun Zeit über meine Lage nachzudenken. Ich

wußte wohl, daß sie einen Blinden nicht zum Gatten nehmen würde, und ich selbst würde mich geweigert haben, sie zu heiraten, da sie jetzt nicht mehr blind aber noch immer reich war. Das Unglück nur hatte uns gleich gemacht; seit diese Sympathie zernichtet war, hatte ich auch alle Rechte verloren, die mir das Unglück gab. Wer könnte die ungeheure Kluft ausfüllen, die Gott zwischen dem Wunderwerke seiner Schöpfung, Weib oder Engel, und der letzten seiner Creaturen, einer blinden Waise geöffnet hat? Der Himmel verzeihe mir diese Betrachtung, wenn sie gottlos ist."

„Von dieser Zeit an habe ich fast nichts mehr zu erzählen. Im Monate October sandte sie mir ein Band mit den Worten: „Dieses ist das grüne Band, das ich auf meinen Augen hatte!"

„Im Monate November war das Wetter noch recht mild. Einer aus dem Hause brachte mir Geschenke von Herrn Robert. Ich habe mich darum nicht bekümmert."

„Im Monate December fing der Schnee an. Ach wie lange war dieser Winter! Jänner, Februar, März, April; Jahrhunderte der Einsamkeit und des Kummers. Im Mai gingen die Lavinen, mich hat keine verschüttet."

„Als die ersten Sonnenstrahlen wieder wärmend hervor brachen, ließ ich mich auf die Straße führen, woher die Maulthiertreiber zu kommen pflegen, aber sie kamen noch nicht. Endlich erschien einer, zwei; als der dritte kam, der mir sagte, die Wege seien schon wieder fahrbar, da erwartete ich nichts mehr. Ich dachte mein Geschick ist erfüllt. Acht Tage nachher las man mir einen Brief von Christinen, sie hatte den Winter in Genf zugebracht, und war jetzt nach Mailand gegangen. Meine Pflegemutter zitterte für mich, ich lachte. Ich hatte nichts Anderes

erwartet, und es ist eine große Genugthuung zu wissen, bis zu welchem Punkte man den Schmerz ertragen kann."

„Jetzt, mein Herr, kennen Sie mein ganzes Leben. Ich glaubte von einem Weibe geliebt zu sein und war nur von einem Hunde geliebt. Armer Puck!"

Als dieser seinen Namen hörte, sprang er auf den Schooß des Blinden. — „Ach Du bist der Puck nicht, den ich meinte," sprach Gervais, „aber ich liebe Dich, weil Du mich liebst."

„„Lieber Gervais,"" sprach ich, „„es wird sich ein Mädchen finden, das nicht Christine ist, aber das Ihr doch lieben werdet, weil Ihr von ihr werdet geliebt werden.""

„Kennen Sie ein unheilbar blindes Mädchen?" fragte Gervais.

„„Warum nicht eines, das Euch sehen und doch lieben wird?""

„Hat man Ihnen vielleicht gesagt, daß Christine zurückkommen werde?"

„„Ich hoffe, sie werde zurückkommen. — Aber Ihr liebt Puck, weil er Euch liebt, warum nicht auch ein Weib, das Euch liebt?""

„Puck hat mich nicht hintergangen, Puck hätte mich nicht verlassen, Puck ist todt."

„„Höret, Gervais! — Ich muß jetzt fort. — Ich gehe nach Mailand, ich werde sie sehen, mit ihr sprechen, ich schwöre Euch, und dann komm' ich wieder zurück, ich habe auch Kummer zu zerstreuen, Wunden zu vernarben; glaubt es mir, könnte ich gegen Euer leidenschaftliches Herz das meinige sammt seinen Qualen austauschen, gerne gäbe ich Euch meine Augen.""

Gervais suchte meine Hand und drückte sie heftig. Unglückliche sympathisiren so schnell.

„Wenigstens,“ fuhr ich fort, „fehlt Euch nichts, um die allgemeinen Bedürfnisse des Lebens zu befriedigen. Die guten Leute dieses Thales lieben Euch, Herr Robert hat Euch mit dem Nöthigen versorgt, Eure Tugend und Gestalt wird Euch die Neigung eines Mädchens gewinnen, Euer Herz einen Freund.“

„Und einen Hund?“ frage Gervais wehmüthig.

„O! ich würde Euch den meinigen nicht für Euer Thal und für alle Eure Berge geben, aber weil er Euch liebt, so nehmt ihn hin!“

„Ihren Hund?“ schrie er, „Ihren Hund? Nein, nein, so was gibt man nicht.“

„Ach Puck hat mich schon verstanden,“ sagte ich, „er schmeichelt mir, seine Augen glänzen, er sieht bald auf mich, bald auf Euch, und jetzt, da ich ihm auf Euch deute, kauert er sich zu Euern Füßen nieder, legt eine Pfote auf Euren Fuß und blickt Euch an, um in Euren Augen zu lesen, ob er so recht thue. Lebt wohl, Gervais, auf Wiedersehen!“

Ich ging. Als ich ein paar hundert Schritte entfernt war, erblickte ich Puck am Gebüsche dahin schleichend. Ich näherte mich ihm sachte, er legte sich in kuschender Stellung. Ich ließ meine Hand schmeichelnd durch seine Seidenhaare gleiten und mit gepreßtem Herzen, aber freundlicher Stimme rief ich ihm zu: „Marsch, Puck! zurück!“

Er sprang pfeilschnell davon, wendete sich noch einmal nach mir um und suchte Gervais auf.

* * *

Einige Tage nachher war ich in Mailand.

Ich suchte die Gesellschaft nicht, aber ich floh sie auch nicht. Ich begegnete einem alten Bekannten, Herrn Roberville, der mir eine Menge vorschwatzte, was aber sogleich in meinen Ohren erstarb, denn meine Blicke hatten sich auf eine junge Dame von seltener Schönheit gewendet, die allein, nachdenkend, melancholisch an einer Arkade stand.

„Ah!" sagte Roberville, „Du bist noch immer der Alte, hast nur Augen für schöne Frauen. Du hast auch recht, es wäre Jammerschade, wenn sich diese herrlichen schwarzen Augen dem Lichte nie erschlossen hätten!"

„Was willst du damit sagen?"

„Das will sagen, daß diese Frau blind geboren war. Sie ist die Tochter eines reichen Negocianten, der nur dieses Kind von einer Gattin hat, die er sehr liebte. Nach ihrem Tode ging er dahin, wo wir alle hingehen, blos darum, um sagen zu können, daß wir dort gewesen sind, nämlich nach dem kalten Chamouny-Thal, dessen traurige Naturwunder ich nie recht habe begreifen können. Er setzte sich dort einige Jahre fest. Hast du nicht von ihm reden gehört, da du eben von dorther kommst? Er nennt sich Robert."

„Ich glaube ja, und was weißt du weiter von ihm?"

„Nun, dann operirte ein Augenarzt die Tochter, und machte sie sehend. Der Vater führte sie nach Genf, dort verliebte sie sich in einen Abenteurer, welcher sie entführte, da der Vater seine Einwilligung zur Vereinigung nicht geben wollte."

„Der Vater hat wohl sehr recht daran gethan?"

„Ganz recht; denn kaum in Mailand angekommen,

verschwand der Elende mit allem, was Christine an Gold und Kostbarkeiten besaß. Der Vater aber starb aus Gram."

„Die unglückliche Frau!"

„Nicht so unglücklich als du denkst. Man kann sich des Lebens noch sehr freuen mit 100,000 Gulden Renten und solchen Augen."

„Verdammt seien diese Augen," rief ich und warf auf Christine einen jener Blicke, die sich in's Herz bohren. Sie trat mir näher und starrte mich an.

Ich faßte sie heftig beim Arm und rief, nein ich donnerte: „Gervais!"

„Gervais!" wiederholte sie mit bebender Stimme und hielt ihre Hände vor die Augen.

„Ja, was hast du aus Gervais gemacht?" schrie ich, als wäre ich ein Bevollmächtigter ihres Gewissens.

Sie fiel besinnungslos zu Boden, und ich eilte davon, ohne mich ferner um sie zu bekümmern.

* * *

Ich kehrte über den Bernhardsberg nach dem Chamouny-Thale zurück.

Das war die Stunde, das war die Bank, das war der Felsen, aber Gervais war nicht da. Ich näherte mich der Bank, er hatte da seinen langen Stab vergessen, der mit einem grünen Band umwickelt war. Dieser Umstand beunruhigte mich. Ich rief seinen Namen, das Echo wiederholte ihn.

Ich wandte mich nach der andern Seite; da sah ich Gervais' Pflegemutter, die meinen Hund an der Schnur führte. Sie hielten an, ich erkannte Puck, aber er schien mich nicht

zu erkennen. Er trug die Nase hoch in der Luft, die Ohren emporgehoben, die Pfoten unbeweglich, aber gestreckt, als ob er sich zum Laufe bereiten wollte.

„Wo ist denn Gervais?" fragte ich.

„Haben Sie ihn nicht gesehen?" fragte Margarethe, „auch wir suchen ihn."

Puck wendete den Kopf nach mir, um mich zu sehen, weil er meine Stimme gehört hatte. Dann schlich er winselnd mir näher, ich schmeichelte ihm mit der Hand, er leckte sie und kehrte dann in seine vorige Stellung zurück.

„Mein Herr!" sagte Margarethe, „ich erkenne Sie jetzt. Sie sind es ja, der dem armen Gervais den Hund gegeben hat, den er so sehr liebt. Das arme Thier war noch nicht einen Monat im Thale, als es auch vom schwarzen Staare befallen wurde, wie sein Herr, es ist ganz blind."

Ich strich dem armen Puck die Haare aus den Augen, er heulte.

„Darum," sagte Margarethe, „hat Gervais ihn auch gestern nicht mit sich genommen."

„Gestern? wie? er kam seit gestern nicht mehr nach Hause?"

„Nein, und es ist uns auch allen unbegreiflich. Stellen Sie sich vor, am Sonntag hatten wir ein starkes Gewitter und da kam ein vornehmer Herr zu uns; ich wollte darauf schwören, es war ein englischer Mylord, er trug einen Strohhut voll Bändern und einen Alpenstock mit einem Gemshorn. Der Mann war ganz durchnäßt, ganz triefend. Ich holte Holz, um Feuer zu machen und seine Kleider zu trocknen. Indessen blieb Gervais mit ihm allein."

„Wie nannte er sich?"

„Roberville, wenn ich recht verstanden habe. Ich weiß nicht, was er meinem Gervais gesagt haben mag, aber seit dem war er immer sehr traurig. Gestern war er eiliger als je, seinen gewöhnlichen Spaziergang zu machen, so zwar, daß ich ihm nicht schnell genug seinen blauen Mantel über die Schultern werfen konnte; denn die Luft war doch noch etwas kalt und feucht. — Mutter, sagte er zu mir, als wir mit einander fortgingen, behalte den Puck bei dir und habe Acht auf ihn. Er hindert mich, und wenn mir seine Schnur entschlüpfte, so könnten wir Einer den Andern nicht mehr finden." — Nun bin ich mit Puck hieher gegangen, um Gervais zu suchen."

„Gervais! mein guter Gervais!" schrie ich aus Leibeskräften.

„Gervais! mein Sohn Gervais!" schrie auch Margarethe.

Puck biß in seine Schnur und bellte ungeduldig.

„Wenn Sie Puck los ließen," sagte ich, „er findet vielleicht Gervais."

Die Schnur wurde abgeschnitten, Puck stürzte fort und ich vernahm ein Geplätscher, wie das Fallen eines Körpers in den Aveyron.

Puck! Puck! " schrie ich und eilte zum Fluße, der Hund war verschwunden und ich sah auf dem Wasser einen blauen Mantel daher schwimmen.

Kaufen und Verkaufen,

oder:

Wie kann man auf der Börse reich werden?

„Wem gehört denn die allerliebste Besitzung, welche man dort am Abhange des Hügels in Mitte lachender Gärten erblickt?"

„Es ist die Besitzung des Herrn Brommer."

„Und die Wälder, welche sich am Horizont verlieren?"

„Ebenfalls Herrn Brommer."

„Und die herrlichen Wiesen jenseits des Flusses?"

„Sie gehören auch zu seinem Besitzthum."

„Der Herr Brommer muß ja ein wahrer Nabob sein?"

„O! Sie haben noch lange nicht Alles gesehen. Wir fahren recht schnell, allein unsere Pferde mögen laufen, wie sie wollen, wir würden in einer halben Stunde doch kaum die Besitzung des Herrn Brommer durchfahren haben. Ja, der Herr hat ein großes Vermögen, aber es ist auch in guten Händen."

„Herr Brommer ist also in der Umgegend sehr geachtet?"

„Man ist wohl überall geachtet, wenn man von seinen sicher angelegten Capitalien jährlich 30,000 Gulden Renten bezieht. Aber auch, abgesehen davon, genießt und verdient Herr Brommer die allgemeine Achtung, denn Niemand kann ihm auch nur den

kleinsten Vorwurf machen. Er hat sich vor beiläufig zwanzig Jahren hier etablirt, hat dann dieses schöne Schloß gebaut und seine Besitzung erweitert, indem er Alles kaufte, was man verkaufen wollte und baar bezahlte. Seine Pächter und Nachbarn finden nicht Worte genug, ihn zu loben. Er ist ein sehr wohlwollender und wohlthätiger Mann, und thut viel Gutes, und darum hält man ihm auch manche Wunderlichkeiten zu Gute."

„Ach! Herr Brommer ist also ein Original?"

„Er hat seine eigenen Ideen, und sein Benehmen in manchen Dingen scheint Vielen sonderbar. So z. B. ist er gar nicht mittheilend, man weiß gar nichts von seinen Angelegenheiten und Geschäften. Während seine Gattin lebte, soll er sich Herr Baron haben tituliren lassen, jetzt aber will er nur Herr Brommer glattweg sein. Er spricht nie von seinen Ahnen, und daher glaubt man, er habe keine. Die Lästermäuler behaupten, er habe sein großes Vermögen durch Lieferungen gewonnen und den Titel gekauft. Er hat eine einzige Tochter, Fräulein Isidore, ein liebenswürdiges 18jähriges Mädchen, welches in der Hauptstadt erzogen wurde. Es haben sich schon viele reiche und vornehme Herren um des Fräuleins Hand beworben, allein Herr Brommer hat sie alle zurückgewiesen, und das ist unter allen seinen Sonderbarkeiten die einzige, welche eine schlimme Wirkung hervorbrachte, weil dadurch manche Hoffnung vereitelt und manche Eitelkeit verletzt wurde."

„Ich danke Ihnen, mein Herr, für die Mittheilungen, welche Sie mir zu machen die Güte hatten, und wünsche Ihnen, Ihre Reise glücklich zu vollenden. Ich verlasse hier den Postwagen. Diese Pappel-Allee führt doch zum Schlosse des Herrn

Brommer? Conducteur! Lassen Sie halten, ich steige hier aus.“ —

„Wie? Sie gehen in's Schloß?“

„Ja, Alles, was Sie mir von Herrn Brommer gesagt haben, erregt in mir die Begierde, ihn kennen zu lernen, und selbst auf die Gefahr hin, auch meine Eitelkeit verletzt zu sehen, will ich es wagen, mich um die Hand seiner Tochter zu bewerben. Leben Sie wohl, mein Herr!“

Mit diesen Worten stieg der Reisende aus dem Wagen und nachdem er sein Gepäcke in einem nahen Wirthshause hatte ablegen lassen, schlug er den Weg zum Schlosse ein.

Es war ein junger Mann von angenehmem Aeußeren und ausgezeichneter Tournure, sein zierliches Benehmen zeigte von seinem Weltton. Auch that er den Schritt nicht aus Burschikosität, und nicht die Mittheilungen seines Reisegefährten hatten ihn — wie er sagte — dazu bestimmt, der Besuch im Schlosse war wirklich das Ziel seiner Reise, er war von der Residenz absichtlich hieher gekommen, um Isidorens Hand zu werben, oder vielmehr eine günstige Antwort auf die Werbung sich zu holen, welche er bereits schriftlich gethan hatte.

Übrigens waren die Nachweisungen, welche er erhalten hatte, ganz genau. Brommer konnte wirklich für ein Original gelten. Er verließ niemals sein Schloß, welches seine Tochter seit drei oder vier Jahren mit ihm bewohnte. Viele Bewerber mit glänzenden Eigenschaften waren von ihm schon auf eine höfliche Art abgewiesen worden, und dennoch war seine Tochter schon im heirathsmäßigen Alter und Brommer liebte sie zärtlich. Er hätte sich einer ehelichen Verbindung wegen nicht von ihr trennen dürfen, und man konnte die Hartnäckigkeit nicht

begreifen, womit er Männer zurückwies, welche seinem Ehrgeiz und auch den Anforderungen, welche Isidore an ihren Gemahl machen konnte, gewiß Genüge leisten konnten.

Den verflossenen Winter war Isidore von einer Jugendfreundin, welche mit ihr sich in der Erziehungsanstalt befand, eingeladen worden, bei ihr in der Residenz ein Paar Monate zuzubringen. Herr Brommer gab dem Wunsche seiner Tochter nach und ertheilte die Erlaubniß hiezu. Frau v. Willberg hatte Isidore selbst abgeholt und wieder — freilich nach verlängerter Abwesenheit — zurückgebracht. Bis zu diesem Zeitpunkte zeige sich Isidore sehr gleichgiltig gegen die Zurückweisung ihrer Bewerber, aber kurze Zeit nach ihrer Rückkehr kam es anders.

„Weißt Du, daß ich diesen Morgen zwei Briefe aus der Residenz erhalten habe, welche Dich betreffen?“ sprach eines Tages Brommer zu seiner Tochter.

Isidore schwieg und schlug die Augen nieder.

„Wer ist denn dieser Herr Ritter Eduard v. Helmbach, welcher mir schreibt und den mir Frau von Willberg so angelentlich empfiehlt? Vermuthlich ein Edelmann, der, stolz auf seinen Adel und Titel, eine aristokratische und zugleich einträgliche Verbindung schließen möchte. Ich werde ihm die nämliche Antwort geben, wie den übrigen.“

Eine schüchterne Einwendung mit zitternder Stimme von seiner Tochter gesprochen, überraschte den Baron und er fuhr fort: „Ich begreife es wohl, Du willst Dich verheirathen. Wohlan! es sei! ich will Dir meine Gewohnheiten zum Opfer bringen. Wir gehen nach der Residenz, sehen die große Welt

an, und ich werde einen Schwiegersohn wählen, welcher mir und Dir gefällt.“ —

„Es ist wahr, ich möchte gerne eine Frau werden,“ erwiederte Isidore lächelnd, „aber nur unter der Bedingung, daß Du mir Eduard Helmbach zum Gatten wählst.“

Das herzliche Geständniß der Tochter entwaffnete den Entschluß des Vaters, und setzte ihn in große Verlegenheit. Die Beweggründe, welche ihn zu seinem früheren Benehmen bestimmten, existirten noch immer, auf der andern Seite war aber auch das Glück seiner Tochter sein liebster Gedanke. Er beschloß also mit der größten Vorsicht zu Werke zu gehen, die Antwort auf den erhaltenen Brief wurde verschoben, und während der Baron sich bedachte, erwog und Pläne machte, schritt Eduard Helmbach durch die Pappel-Allee und klopfte an das Thor des Schlosses.

Die Wirkung, welche Eduard's Erscheinen auf Isidore machte, gab dem Baron vollkommene Gewißheit über die Neigung seiner Tochter. Der vortreffliche Vater schwankte nun nicht mehr, er wußte, was er zu thun habe.

„Verzeihen Sie, Herr Baron, die Kühnheit eines Schrittes, welchen ich für nothwendig hielt,“ sprach Eduard. „Ihr Fräulein Tochter genehmigte meine Wünsche und berechtigte mich, Ihnen dieselben vorzutragen. Bevor Sie nun aber entscheiden, ist es nöthig, daß Sie den Mann kennen lernen, welcher die Ehre anspricht, Ihr Schwiegersohn zu werden. Die Erkundigungen, welche Sie einziehen könnten, würden Ihnen vielleicht nicht genügen. Es gibt Umstände, welche ich allein Ihnen mitzutheilen im Stande bin, und darum bin ich gekommen.“

„Ich habe Sie erwartet," antwortete der Baron, „und auch ich fühle die Nothwendigkeit, Ihnen Erklärungen von meiner Seite zu geben, allein lassen wir das auf morgen."

Der Baron machte nun mit der größten Liebenswürdigkeit die Honneurs des Hauses. Nach dem Mittagsmahle zeigte er dem Fremden seine Gärten und Meierhöfe und dann begaben sie sich in den Salon, wo Isidore sich zu dem Pianoforte setzte und einige deutsche Lieder mit tiefer Empfindung sang.

„Nun genug, meine Tochter!" sagte der Baron, nach Verlauf einer Stunde, „es ist Zeit, daß du ausruhest, und Jeder muß sein Schärflein zur Unterhaltung des Abends beitragen. Das Concert ist zu Ende, der Abend gemacht, um Geschichten zu erzählen. Ich will mit einer den Anfang machen, wenn unser Gast erlaubt, dann kommt die Reihe an ihn."

„Ich höre mit Vergnügen zu," antwortete Eduard.

Isidore verließ das Pianoforte und setzte sich an die Seite ihres Vaters, dieser fuhr mit der Hand über seine Stirne, und schien seine Erinnerungen sammeln zu wollen, dann erhob er das Haupt und sprach:

„Ich weiß mich der Jahreszahlen nicht mehr zu erinnern, aber daran liegt nichts. Meine Erzählung reicht in die ersten Jahre unseres Jahrhunderts zurück. Ich will Euch zu jener Zeit in eine abgelegene Gasse unserer Residenz führen, und zwar an einem schönen Sommermorgen, welcher ganz zum Herumschlendern geeignet ist. Wir bleiben da bei einem kleinen grau und blau angestrichenen Laden stehen, drei gelbe Schüsseln schwenken sich im Winde an einem Aushängschilde hin und her, auf welchem auf weißem Grunde mit rothen Buchstaben die einfache Inschrift zu lesen ist: „Andre, Barbier."

Diese Bude muß aber doch nicht ganz unwürdig sein, bemerkt zu werden; denn soeben bleibt auch ein Vorübergehender mit Euch da stehen, und blickt durch die Fenster hinein. Es ist ein Mann von nicht gemeinem Aussehen, groß und herrisch, geistreiches Gesicht, einen langen blauen Überrock bis an die Cravate zugeknöpft. Diesen Mann habt Ihr schon manchmal gesehen, vielleicht überall, denn, wo ist er nicht? Er schaut und lächelt. Die Scene, welche er betrachtet, ist eine ganz gewöhnliche, aber durch die Physiognomie der Handelnden interessant.

Auf einem Sessel sitzt ein Mann, der sich rasiren läßt, das Barbiertuch um den Hals gebunden, die Lippen unter dem weißen Schaum der Seife zusammengezogen. Mit der linken Hand hält der Barbier seine Nasenspitze, während seine Rechte mit der glänzenden Klinge des frisch abgezogenen Messers darunter den Bart abstreift. Das ist nichts Besonderes, aber der Barbierte macht ein eben so dummes Gesicht, als jenes des Barbiers pfiffig ist

Zwei Stunden nachher tritt ein Unbekannter in die Bude und spricht zum Barbier: „Kommen Sie morgen zu mir, hier ist meine Adresse, fragen Sie nur um Herrn Robert."

Ihr könnt denken, daß Meister Andre sich pünktlich bei seinem neuen Kunden einfand. Er trat bei einer kleinen Thüre ein, man ließ ihn auf einer Nebentreppe hinaufsteigen und führte ihn zu Herrn Robert, welcher aufstand und sagte: „Nehmen Sie diese Geräthe und folgen Sie mir."

Von diesem Augenblicke folgte für den Barbier Überraschung auf Überraschung. Sein Führer geleitete ihn durch mehrere prächtige Gemächer, bis zu einem Schlafgemach, wo er

jenen Herrn fand, welcher gestern in seine Bude von Außen hinein gesehen hatte.

„Euer Excellenz! hier ist der Mann," sagte Herr Robert, in unterthänigem Tone.

„Sie nennen sich, glaub' ich, Andre?" fragte die Excellenz.

„Euer Excellenz, zu dienen."

„Wohlan, so versuchen Sie an mir Ihre Kunst."

Andre gehorchte auf eine Art, womit das erhabene vorstehende Kinn zufrieden war, welches sich seinem Messer darbot, dann ging er. Herr Robert geleitete ihn zurück, indem er ihm empfahl, täglich Morgens um dieselbe Stunde zu kommen.

Andre freute sich sehr über den neuen hohen Kunden, als ein neuer Besucher in die Bude kam, ihn auf die Seite zog und ihn fragte: „Sie gehen alle Tage in das Hotel Sr. Excellenz des Grafen D...?"

„So?" antwortete Andre, „ist dieß das Hotel des Grafen D..., das wußte ich nicht."

„Man führt Sie in ein Kabinet mit grünem Sammt tapeziert, in der Mitte steht ein Tisch voll Journalen und Brochuren, mehrere Herren kommen und besprechen sich mit dem Herrn Grafen, welchen Sie rasiren?"

„Ja, so ist's, das ist wahr."

„Erinnern Sie sich, was gesprochen wurde? was der Gegenstand der Unterhaltung war?"

„Nein."

„Sie werden wieder in das Hotel gehen?"

„Ja, alle Tage."

„Wohlan, so seien Sie aufmerksam, beobachten Sie, was man thut und hören Sie was man spricht, merken Sie sich je-

des Wort genau und theilen Sie es mir wieder mit, und Sie sollen gut belohnt werden."

„Aber das ist ja Spionerie und Verrath, was Sie mir da vorschlagen."

„Ei, nicht doch, nichts als eine ganz einfache Geschwätzigkeit, welche Ihnen jedesmal 6 Dukaten eintragen soll. Nehmen Sie den Vorschlag an."

„Nein, und ich rathe Ihnen, mein Herr, die Thüre sogleich selbst zu suchen, wenn Sie nicht bei derselben hinausgeworfen werden wollen."

Die Neugierigen, welche diesen Emissär absandten, hielten sich dennoch nicht für geschlagen, sie machten dem Meister Andre noch größere Versprechungen, es geschah sogar einmal, daß man ihn zu Wagen abholte und zum Polizei-Minister führte, welcher die glänzendsten Anerbietungen und die fürchterlichsten Drohungen versuchte, aber Alles vergebens, der Barbier blieb unerschütterlich bei seinem edlen Entschlusse.

Eines Morgens, als er eben wieder von dem Grafen fortgehen wollte, sah ihn dieser freundlicher als gewöhnlich an, und sagte zu ihm: „Andre! Du bist ein rechtschaffener, verschwiegener, unbestechlicher Mann, Tugenden, welche in unserer Zeit sehr selten sind. Ich bin mit Dir zufrieden und ich werde Dich belohnen."

Von diesem Augenblicke an sprach der Graf, der Andre sein Geschäft bisher ohne zu reden hatte verrichten lassen, immer mit ihm, fragte ihn um Manches und unterhielt sich mit seinen Späßen.

„Wahrhaftig," sagte die Excellenz eines Tages, „Du bist ein seltener Mensch, Andre! Ich habe dich zu mir rufen lassen,

weil mein Kammerdiener Robert schon alt und schwach wird und mit der Hand zittert. Auf meine übrige Dienerschaft habe ich kein Vertrauen, und wollte Keinen zu meinen Morgenaudienzen zulassen. Du gefiehlst mir schon, als ich Dich in Deiner Bude sah, ich habe Dich später auf die Probe stellen lassen und mit Vergnügen erfahren, daß ich mich in dir nicht geirrt habe. Uebrigens gestehe ich, ungeachtet der guten Meinung, welche ich von Dir hatte, hielt ich Dich doch nicht für so unerschütterlich und uneigennützig. Es ist nun schon bald ein Jahr, daß Du mir dienst und Du hast mich noch um nichts gebeten. Ich verlange nun, daß Du Dir eine Gnade von mir erbittest."

„Und Eure Excellenz wollten so gnädig sein, sie mir zu gewähren?"

„Allerdings, wenn es in meiner Macht steht."

„O, Eure Excellenz können Alles, was Sie wollen, und zudem das, um was ich bitte, soll Ihnen, hoher Herr, nichts kosten und mich reich machen."

„Nun, heraus damit."

„Sagen mir Euer Excellenz nur täglich des Morgens etwas, worin eines von den beiden Worten, kaufen oder verkaufen vorkommt."

„O, Du feiner Schelm, ich verstehe Dich, Du willst eines der beiden Glücksworte zu Deinen Spekulationen verwenden? weißt Du denn auch, daß unsere ersten Kaufleute, und selbst Personen vom Hofe, nur darum mich mit ihren Besuchen beehren, um von mir etwas Neues zu erfahren, woraus sie schließen können, ob sie auf der Börse kaufen oder verkaufen sollen! Aber von mir erfahren sie nichts."

„Ich sage ihnen gewiß auch nichts, Excellenz."

„Nun, wir wollen sehen, was zu thun ist. Die Sache macht mir Spaß und es wird mir eine Freude gewähren, Dich armen Teufel glücklich zu machen.“

Die Excellenz und Meister Andre waren allein, als diese Unterredung zwischen ihnen stattfand.

Bald erschienen mehrere Banquiers und hochgestellte Personen. Ein wichtiges Ereigniß hatte sich eben in der Residenz verbreitet. War es gegründet oder nicht? Das mußte man wissen, um seine Spekulation darnach zu bestimmen. Man drang mit Fragen in den Grafen, allein dieser wich einer bestimmten Antwort aus, indem er sagte: „Die Einen meinen, daß das englische Ministerium verändert wird, die Andern behaupten das Gegentheil, was mich betrifft —“

Alle Ohren streckten sich.

„Was mich betrifft, so ist mir gar nichts bekannt.“ Dann wandte er sich zu Meister Andre und sprach zu ihm: „Andre, der Geruch der Seife, womit Du mich heute rasirt hast, ist mir zuwider, sage Robert, er soll eine and're kaufen.“

Andre lief vergnügt auf die Börse und kaufte.

Einige Tage nachher sagte die Excellenz wieder zu Andre: „Andre! gib mir das Theater-Journal her, damit ich sehe, ob man heute das hübsche Lustspiel gibt: „Dies Haus ist zu verkaufen.“

Andre lief auf die Börse und verkaufte mit großem Gewinn.

Dieses Spiel gefiel dem hohen Herrn und er setzte es einige Zeit fort.

Der Baron machte jetzt eine Pause und sprach dann: „Die Geschichte ist noch nicht zu Ende, allein es ist schon spät, ich werde sie morgen vollenden.“

Am andern Morgen beim Erwachen sah Eduard den Baron in sein Zimmer treten, den er in seinem jetzigen Anzuge kaum erkannte, er trug eine graue Jacke, hatte eine Serviette über dem Arme hängen, eine Barbierschüssel in der linken und ein Rasirmesser in der rechten Hand.

„Was soll diese Verkleidung bedeuten?“ fragte Eduard.

„Es ist das Ende meiner Geschichte von gestern.“

„Wie? Sie sind Meister Andre?“

„Ja, Andre, der Barbier, der durch die Gnade des Grafen D. ein Millionär, und um seine Geliebte, die Mutter Isidorens zur Frau zu erhalten, Baron geworden ist. Alles dieß wollte ich Ihnen mittheilen, und darum hab' ich auch alle die hohen Herrn Bewerber meiner Tochter zurückgewiesen.“

„Ach, wie bin ich glücklich, und welche Last nehmen Sie mir vom Herzen, mein theurer Schwiegervater“

„Wirklich? Sie wollen also Isidoren heirathen, die Tochter des Barbiers Andre? Sie, ein Ritter?“

„Warum nicht, wenn die Tochter des Baron Brommer einwilligt, dem Sohn Roberts, des Kammerdieners, der den Meister Andre bei dem Grafen einführte, Hand und Herz zu schenken.“

Die Schöpfung.

Traum eines griechischen Philosophen.

Ich las eines Abends eine sehr gelehrte Abhandlung über den Menschen. Der mir bekannte Verfasser sprach zum Entzücken über das zweifüßige Thier, welches die Götter in einem Augenblicke der Ruh' oder der Langweile nach ihrem Ebenbilde erschaffen hatten. Der Mensch war meinem Autor zufolge der Inbegriff aller Vollkommenheiten. Das Universum gehorchte seinen Gesetzen, er allein unter allen Geschöpfen besaß eine unsterbliche Seele, deren Wesen sich zwar nicht definiren ließ, aber die ohne Zweifel dem Geiste der Götter ähnlich war. Herr seiner Leidenschaften, hielt er mit starker Hand die Räder der Welt und seines eigenen Herzens.

Schnell war die Apologie fertig und ich von meiner Vortrefflichkeit so vollkommen überzeugt, daß ich mich nur mit der größten Hochachtung anblickte. Von solchen Gedanken voll, legte ich mich zu Bette und hatte folgenden Traum:

„Mir träumte, ich sei bei dem großen Werke der Schöpfung gegenwärtig. Der Himmel, die Erde und das Meer breiteten sich in ihrer majestätischen Unermeßlichkeit vor meinen Blicken aus, Millionen Bäume, Blumen und Kräuter wiegten sich auf den Bergen, in den Thälern und an den Flüssen, die Thiere

sprangen fröhlich umher und versuchten ihr Leben, und die ganze Natur schien bei ihrer ersten Morgenröthe zu lächeln, voll von Hoffnung, Liebe und Unschuld. Dann nahm Jupiter etwas Lehm zwischen seine Finger, knetete ihn ein bischen ab, blies darauf und sprach: „Sei Mensch!“ — Diese beiden Worte waren kaum ausgesprochen, so sah ich den Stoff sich ausdehnen, sich bewegen, und ein mir ähnliches Wesen stand vor mir. Sehr verschieden von allen übrigen beseelten Geschöpfen, deren Bewegungen frei und anmuthig waren, bewegte sich der Mensch sehr linkisch auf seinen beiden Füßen, und spazierte lange mit verwunderungsvollen Blicken um sich selbst herum. Er wollte endlich einen Schritt weiter machen und fiel auf die Nase. Er berührte die Erde, die Bäume und alle Gegenstände, welche er erreichen konnte, dann besah und berührte er sich selbst, er schien mir Vergleichungen zu seinen Gunsten anzustellen, woraus ich schloß, daß das Stück aus Lehm auch mit einer ziemlichen Portion Hochmuth begabt sei. Eines an ihm kam mir übrigens sonderbar vor. Jedes Thier trug ein Kleid, seiner Art angemessen, der Mensch allein war nackt. Ich schloß daraus, daß er nicht nur allein unverwundbar, sondern auch unempfindlich für die Einwirkung der verschiedenen Elemente sein müsse. Eben als ich diese Voraussetzung machte, suchte der Mensch, welchen die Strahlen der Sonne brannten, den Schatten eines nahen Gebüsches auf.

Auf dem Wege dahin stieß er sich gewaltig an einen Felsen. Er brach in Töne aus und erzürnte sich — nicht gegen seine eigene Ungeschicklichkeit, sondern gegen den leblosen Stein, der ihn verwundet hatte. Einige Minuten blieb er ruhig stehen, bis der Schmerz verging, dann beobachtete er mit aufmerksamen

Blicken das Firmament, die Berge und Wesen um sich her, Selbstgenügsamkeit malte sich in seinem Antlitze und ich hörte ihn sich selbst mit folgenden Worten Glück wünschen:

„Ich bin das schönste Werk der Schöpfung, und Herr alles dessen, was mich umgibt. Der grüne Teppich bedeckt nur darum die Erde, um von mir mit Füßen getreten zu werden, um mich zu erfrischen, erhielten die Lüfte ihre Flügel, für mich duften die Rosen ihre Wohlgerüche aus, zu meinem Lobe ertönt der Gesang der Vögel. Der saphirne Dom erhebt sich zum Schutze über meinem königlichen Haupte und die goldene Kugel muß strahlen, um mir Licht zu geben. Die Felder sind meine Scheuern und die Flüsse meine Fischebehälter. Jedes Element muß meinen Bedürfnissen und meinen Vergnügungen Tribut entrichten, so viele Thiere, so viele Sklaven besitz' ich, sie leben nur, mir zu dienen, und erzittern bei dem Tone meiner Stimme."

Sprach's und entschlossen, auf der Stelle seine Macht zu versuchen, wollte er sich eines Pferdes bemächtigen, welches ruhig an seiner Seite weidete, aber der Sklave des Menschen versetzte ihm mit dem Hinterfuße einen so derben Schlag, daß er zehn Schritte weit dahinflog. Als er sich mit schmerzhafter Miene wieder erhob, ging ein Löwe an ihm vorüber und bei dem Anblicke dieser funkelnden Augen, dieses ungeheuren Rachens, mit scharfen Zähnen besetzt, suchte der Mensch, von Schrecken übermannt, die Flucht. Er rettete sich auf eine Eiche, zwischen den Zähnen murmelnd, daß ihm auch der Löwe unterthänig sei.

Sobald er den wirklichen König der Wälder aus den Augen verloren hatte, stieg er von seinem Baume wieder herab, und um sich von so verschiedenen Gemüthsbewegungen wieder zu erholen, pflückte er von einer Rebe einige Trauben und schluckte

die Beeren gierig hinein; dieser unbekannte geistige Saft gab ihm wieder Stärke, aber bald wankten seine Kniee und sein Kopf ward eingenommen. O, sprach er, diese Frucht könnte mir schaden, und da ich meinen Leidenschaften gebieten kann, so will ich mich künftig derselben enthalten, dieser Schluck, den ich zu mir nehme, sei der letzte.

Gleich nach diesem Vorhaben betrank er sich vollends, und hüpfte dann ausgelassen, schreiend umher. Diese Bewegung verursachte ihm Ueblígkeiten und Ekel. Fest überzeugt, daß die Erde nichts hervorbringe, was ihm schaden könnte, aß er von der nächsten besten Pflanze, um sich zu heilen, und — immer von der Vernunft angeleitet — brach und verschluckte er Schierlingskraut. Bald nachher sah ich ihn konvulsivisch sich winden, und hörte ihn vor Schmerz in seinen Eingeweiden schreien. Bewegt von seinem Zustand eilte ich ihm zu Hilfe und ließ ihn den Saft eines Krautes verschlucken, dessen Heilkraft mir bekannt war. Mein Mittel half und ich bereitete mich schon seinen Dank zu empfangen, als er sich zu meinem größten Staunen von mir entfernte. Durch diesen hohen Grad von Undankbarkeit gereizt, sucht' ich ihm meine Wohlthat in ihrer ganzen Größe begreiflich zu machen, aber seine Antwort war folgende:

„Thier! geboren, um mir zu dienen (denn ohngeachtet einiger Ähnlichkeit zwischen mir und dir kannst du doch nur einer mir untergeordneten Gattung angehören), was sprichst du von Wohlthat? Es wäre wirklich lustig, wenn ich dir dafür danken wollte, daß du deine Pflicht gethan, indem du deinem Gebieter das Leben erhieltest. Auch hätte mich die Natur, welche für meine Erhaltung sorgt, ohne deine Beihilfe geheilt. Blindes Werkzeug ihres Willens, du dankest ja aber auch ihr die Kennt-

niß jenes wunderbaren Krautes, dessen Kraft du mir so sehr anrühmst. Der Natur allein also wär' ich Dank schuldig, wenn sie nicht eben dadurch, daß sie mir nützt, jene ehrenvolle Pflicht erfüllte, die ihr anvertraut wurde." —

Mit diesen Worten verließ er mich. „O Jupiter! rief ich, ich will deinen heiligen Willen nicht deuten!"

Die Neugierde trug dennoch über meinen Groll den Sieg davon und ich folgte mit den Blicken jenem wunderlichen Wesen, welches mir ein Flecken in dem schönen Plan der Weltordnung zu sein schien. Er setzte sich gähnend an dem Ufer eines Flusses nieder, betrachtete einige Zeit mit einer Art Überdruß und Langweile den flüssigen Krystall, der zu seinen Füßen spielte, streckte sich dann auf den Rasen aus und entschlief.

Plötzlich und wie herabgezaubert, erblickte ich eine neue Gestalt an seiner Seite. Die Anmuth strahlte auf ihrer Stirne, sie belebte ihre Augen, ihre Bewegungen, ihr Lächeln, und lange Haare fielen in goldnen Locken auf ihren Alabasterkörper herab. Es schien mir das Meisterstück des unsterblichen Bildners. „Jupiter, sprach ich zu mir selbst, erkannte die Unvollkommenheit seines letzten Werkes, und wollte nicht auf das Haupt eines Klotzes das Diadem des Weltalls setzen."

Während dem unterhielt sich das Weib (so hieß dieses neue Thier) damit, daß es über den Fluß gebeugt in diesem beweglichen Spiegel alle seine Reize entfaltete und bewunderte. Ohne boshaft zu sein, konnte ich es immer einiger Eigenliebe beschuldigen, Eigenliebe ist ja noch nicht Eitelkeit. Ich entschuldigte dieses himmlische Geschöpf oder vielmehr ich konnte mich nicht enthalten, es zu bewundern. Mit ihrer Selbstprüfung sehr zufrieden, wandte sie ihre Blicke dann zufällig gegen den

Mann, welcher noch schlief, und den sie früher nicht wahrgenommen hatte. Bei diesem Anblick ergoß sich ein sanftes Roth über ihre Wangen, ihre Schamhaftigkeit blühte in Rosen auf. Sie heftete ihre Blicke auf den Schläfer und schien ihn strenge zu mustern. Verborgen hinter einen Strauch sah ich jede Regung ihres Busens und hoffte, daß der Anblick dieses Ungethüms in ihr nur Schrecken und Abneigung rege machen werde. Doch das Schicksal hatte es anders beschlossen. Der Mann, der mir abgeschmackt vorkam, schien dem Weibe liebenswürdig. Sie brannte vor Begierde, seine Stimme zu vernehmen, allein um ihn zu hören, mußte sie ihn wecken, und um ihn zu wecken, List anwenden; denn die Eigenliebe flüsterte ihr zu, daß der Mann sein Erwachen nur dem Zufalle zuschreiben mußte. Was that sie also um diesen doppelten Zweck zu erreichen? Eine Ceder überschattete mit ihren Zweigen den eigensinnigen Schläfer. Mit ihren zarten Händen faßte sie den nächsten Zweig, entblätterte ihn über dem Haupte des Mannes und entfloh schnell wie der Blitz. Der Mann erwachte, öffnete den breiten Mund um zu gähnen, streckte die langen Arme aus, erblickte die Listige und eilte ihr nach. Bald hatte er sie erhascht und fing damit an, sich eines ihrer weißen Arme zu bemächtigen, welchen er mit Küssen bedeckte. Die Entfernung hinderte mich, seine Worte zu vernehmen, indessen bemerkte ich doch aus seinen Geberden, daß er der Schönen Schmeicheleien sagte. Er wurde unternehmender, sie spröder, sie zankten sich, sie stieß ihn von sich. Ich freute mich darüber, und hielt es für unmöglich, daß diese beiden verschiedenen Wesen sich vereinigen. Ach diese Unmöglichkeit wurde schon einen Augenblick nachher möglich. Einander liebkosend traten sie in ein Citronenwäldchen.

Ehe ich noch aus meinen düstern Träumereien über diesen Gegenstand erwacht war, trat das glückliche Paar schon wieder aus dem Wäldchen hervor, aber die Schauspieler hatten die Rollen geändert. Der Mann hatte seine vorige Unbeholfenheit wieder angenommen. Seine Gefährtin im Gegentheile war lebhafter und liebenswürdiger als vorher. Beide nahten sich mir und setzten sich auf den Rasen nieder.

Es entspann sich zwischen ihnen folgendes Gespräch, wovon ich kein Wort verlor:

Das Weib. Du scheinst traurig und nachdenkend. Etwas anderes als ich beschäftigt dich, das ist nicht gut.

Der Mann. Du irrst, ich bin jetzt ruhig, das ist Alles.

Das Weib. Und eben das solltest du nicht sein, wir haben, sprachst du vorhin zu mir, nur einen Gedanken, ich kann's nicht glauben, denn ich denke ganz allein an dich.

Der Mann. Das ist ganz in der Ordnung. Ich muß alle diese Gedanken und Empfindungen ausfüllen. Jupiter will es so.

Das Weib. Wer ist der Jupiter?

Der Mann. Der Lenker des Weltalls, der Zufall.

Das Weib. Jupiter also gab mir dieses Herz, welches dich liebt?

Der Mann. Allerdings.

Das Weib. Und hat er nicht auch befohlen, daß die Liebe zwischen uns wechselseitig sein soll.

Der Mann (betroffen). Ich habe Ursache, es zu vermuthen. Doch die Wünsche müssen alle sich darauf beschränken, mir zu gefallen, die meinigen dürfen sich weiter ausdehnen.

Das Weib. Was gäb' es außer meinem Glück noch für dich zu besorgen?

Der Mann (stolz). Die Welt zu regieren.

Das Weib. Ich will diese Arbeit mit dir theilen, wenn sie anders unsere Vergnügungen nicht ausschließt.

Der Mann. Meinst du? Mich allein haben die Götter zur höchsten Gewalt berufen. Meine Hände müssen das Szepter führen, die deinigen aber die Spindel drehen. Alle Bewohner dieser neu geschaffenen Welt, alle Gegenstände, welche deinem Blick begegnen, sind mein Eigenthum.

Das Weib. Also wär' ich auch dein Eigenthum.

Der Mann. Ohne Zweifel; darum sind auch meine Wünsche deine Befehle, du mußt mir treu und gehorsam sein, ich beschütze deine Schwäche, und du hilfst mir die Erde mit Halbgöttern bevölkern, welche nach mir sie regieren werden.

Das Weib. Also wär' ich blos geboren, um dir zu gehorchen?

Der Mann. So ist's. Jupiter hat dein Schicksal so gestellt.

Das Weib. Dann ist Jupiter ein Grobian. Du siehst recht gut aus, aber ich bin hundertmal schöner als du, und wenn es sein muß, daß die Welt gehorche, so ist es billig, daß sie dem Schöneren aus uns beiden gehorche.

Der Mann. Mir ward die Kraft zu Theil.

Das Weib. Und mir die Anmuth, laß sehen wer mehr Unterthanen hat.

Der Mann. Das wollen wir sehen. Fange nur damit an, mich hoch zu achten.

Das Weib. Sei nur folgerecht. Ich sah dich ja eben erst zu meinen Füßen.

Der Mann. Das ist wahr, und du wirst mich dir so oft huldigen sehen, als deine Reize...

Das Weib. Ah! Ich verstehe dich, nur in gewissen Umständen willst du mir gewisse Rechte einräumen.

Der Mann. Deine Herrschaft wird darum nicht minder süß sein.

Das Weib (weinend). Das heißt mich unwürdig behandeln.

Der Mann (für sich). Wie schön sie die Thränen machen; das alte Feuer lodert wieder in mir auf. Beruhige dich! — —

Das Weib. Nein, laß mich, beherrsche die Welt, aber ich will dir beweisen, daß du nicht mein Herr bist.

Hier wurde der Dialog durch einen Wortwechsel und ein darauf folgendes Ringen beider Sprechenden unterbrochen. Der Mann wollte einen Kuß erzwingen, das Weib wehrte sich, und der Unartige schickte sich an, sie zu mißhandeln, als ich plötzlich zwischen beide trat und sie trennte.

Ich. Halt ein, Elender, und würdige dich nicht vollends herab!

Der Mann. Was geht das dich an? Das Weib ist mein! Sie beleidigt die Natur, welche sie gebar, um mir zu gehorchen, und mir gebietet die Natur, sie dazu zu zwingen.

Das Weib (nachdem sie mich gemessen, für sich). Ach, wenn der Fremde nicht so alt und so häßlich wäre!

Ich (zum Weibe). Junges anmuthiges Wesen! Wie hoch erhebt sich dein Stolz über diesen anmaßlichen Liebling der Götter. Er sollte deine Fesseln tragen. Laß ihm sein einge-

bildetes Szepter, du erhältst das deinige aus den Händen der Schönheit.

Das Weib (für sich). Er ist recht artig.

Der Mann. Willst du mir etwa beweisen, daß ich Unrecht habe? bin ich nicht Herr? Soll dich etwa mein kräftiger Arm lehren — —?

Ich. Undankbarer! Erinnerst du dich nicht mehr, daß ich dir das Leben gerettet habe? Erinnerst du dich nicht, daß dich ein Thier mit seinem Fuße von sich schleuderte? Schwaches, abhängiges Geschöpf. Höre einmal auf in deinem dummen Hochmuth, Alles dir anzueignen. Jupiter, sagst du, habe dir die Weltherrschaft gegeben. Zeige mir den Vertrag, der dir dieß Eigenthum zugesichert? Wo sind die Attribute deiner Macht und die Waffen, welche dir dieselbe erhalten können? Wenn ich dich mit den übrigen Bewohnern dieser Erde vergleiche, so finde ich nicht einen einzigen, dessen Organisation nicht vollkommner wäre, als die deinige. Alles in der Natur ist vollendet, du allein bist mangelhaft und von Gebrechen voll.

Du wähnst dich über die Thiere erhaben? Zeige mir eines von ihnen, das sein Instinkt nicht vorzüglicher machte. Das Pferd und die Kuh, fressen sie ein giftiges Kraut, welches dich ohne meine Hilfe in's Grab gebracht hätte? Ein Kleid, von dem Schöpfer selbst zugeschnitten, schützet sie vor dem Einfluß der Elemente, indessen du nur auf ihre Kosten deine Blöße bedecken kannst. Haben sie, wie du, Leidenschaften zu bekämpfen und eingebildete Bedürfnisse zu befriedigen? Die Liebe ist bei ihnen die Begierde, ihr Geschlecht fortzupflanzen, sie suchen sich ein Weib ihnen gleich an Unabhängigkeit und keines von beiden schmeichelt sich dazu geschaffen zu sein, über das andere zu be-

fehlen, sie fühlen, daß in der Kraft oder in der Behendigkeit dieß einzige — Uebergewicht liege. Der Stier flieht vor dem Löwen, vor dem Elephanten.

Du rühmst dich, Vernunft zu besitzen, aber was nützt dir dieses kostbare Geschenk, wenn dir der Gebrauch versagt ist. Schützt dich die Vernunft gegen jene tausend Übel, welche deinen Lebenskreis unaufhörlich umlagern? Was ist sie denn anders als eine blinde Begierde, alles zu wissen, zu kennen, um endlich die Gewißheit zu erlangen, daß du nichts weißt? Und wenn du dich endlich einmal ihres Lichtes bedienst, was bemerkst du in dem Labyrinthe deines Lebens anders als unzähllige Irrgewinde? Du hast also vor den Thieren nichts voraus, als das traurige Vorrecht, das Unglück voraus zu sehen, vor dem du dich nicht bewahren kannst. Sklave des Schicksals, der Elemente und deiner selbst, wage es noch einmal mir von deiner Krone zu reden? Kleiner, eitler Mensch, öffne deinem Elende die Augen. Ein Augenblick der Laune ließ dich das Licht erblicken und die allgemeine Harmonie ist nur durch dich gestört.

Der Eifer und die Heftigkeit, womit ich sprach, erweckten mich, der Traum war zu Ende, und meine erste Sorge war es, die Abhandlung über den Menschen, die noch an meinem Bette lag, in das Feurer zu werfen.

Die vier Minister.

Eine abenteuerliche Geschichte.

Es war gegen das Ende des fünfzehnten Jahrhunderts, als Heinrich VII. den Thron bestieg, nachdem er, sich fügend den Gewohnheiten seiner Zeit, seinen Vorgänger um's Leben gebracht hatte. Obschon er ein Despot, geizig und ein Andächtler war, so nannten ihn doch alle schönen Geister von London den Salomon Englands. Die salomonische Weisheit dieses Fürsten bestand aber nur darin, daß er Eduard Plantagenet, den letzten Zweig des yorkischen Hauses, in einem Gefängniß wohl verwahrt hielt, welche Weisheit viele Unzufriedene in den Provinzen gebar, wo man sich immer am ersten von Leidenschaften hinreißen läßt.

Die Engländer waren damals unbeständig und leichtgläubig, unwissend und grausam, allein, weil man den Leuten nicht mehr Böses sagen muß, als sie verdienen, so muß ich zu meinem großen Leidwesen hinzufügen, daß sie keine Philosophen waren. — Dieß wußte auch recht gut ein Mönch in Oxford, Namens Richard Simon, als er den Plan entwarf, ihnen auf seine Art jenen Prinzen wieder zu geben, dessen Gefangenschaft sie beklagten. Ein gewagtes Unternehmen war nur ein Spiel für die-

sen Listigen, den schon sein Kleid vor jeder Strafe schützte. — Herr über ganz England, wenn sein Plan gelänge, und reclamirt vom Papste, wenn es schlimm ginge, wagte der Mönch dabei nicht mehr, als Homers Götter, wenn sie sich miteinander herumbalgten.

Zu jener Zeit lebte in Oxford ein Mann, Namens Symnel, ein Bäcker aus Beruf, der Mann einer Andächtlerin aus Unglück, und der Vater eines lieblichen Knaben aus Zufall. Der Mönch Simon, welcher das Orakel dieser Familie war, beschützte den Mann, leitete die Frau, — und liebte das Kind mit absonderlicher Zärtlichkeit. — In dieser dunkeln Haushaltung nun, fand sein ränkevoller Geist das Mittel, sein Vaterland umzukehren. —

Vater Simon bat unter dem Vorwande einer Reise die Eltern, ihm den kleinen Symnel mitzugeben. Es ward gewährt, und er reiste mit dem Knaben ab. Kaum war er aber in dem Kloster, als er an Symnels Eltern schrieb, daß die Vorsicht über ihren Sohn verfügt und denselben in einem Flusse habe ertrinken lassen. Er begleitete diese Lüge mit einem schönen Sermon gegen die Schwachheiten des Bluts, wovon Frau Symnel so gerührt wurde, daß sie nicht eine Thräne vergoß, und nicht ein Blättchen von den Rosen auf ihren Wangen verlor. Die Natur rächte sich aber an dem Vater, der so untröstlich war, als ob ihm das wer weiß wie sehr betroffen hätte.

Der Mönch hatte seine guten Gründe, so zu handeln, das Kind mußte vorher sterben und vergessen werden, ehe ihm seine Politik ein neues Leben bereiten konnte. Fest entschlossen, den Engländern den Sohn eines Bäckers als den entkommenen Prinzen Eduard zu geben, suchte er sorgfältig alle Spuren

dieser gewagten Transmigration auszulöschen. Uebrigens rechnete sich dieser treffliche Mann bei diesem großen Unternehmen nicht mehr Ruhm zu, als ihm gebührte, und dankte dem Himmel dafür, daß sich dieser herabließ, sein erster Mitschuldiger zu sein. — Man muß wissen, daß die geheime Macht, welche unter dem mütterlichen Herzen die Kinder gestaltet, sich den Spaß gemacht hatte, in Symnel's Gesicht die Hauptzüge der Plantagenets einzugraben, sei es nun, daß sie durch diese Aehnlichkeit die Könige erniedrigen, oder die Bäcker erheben wollte.

Simon beschäftigte sich auf's Angelegentlichste, seinen Lehrling zu vervollkommnen, und den Königscharakter auf ein plebeisches Reis zu pfropfen. Er fing damit an, ihn auf eigene Faust zu unterrichten, ohne auch nur eines von den Büchern zu lesen, welche zu verschiedenen Zeiten über die Erziehung eines Prinzen geschrieben worden sind, und wählte Seiner Majestät zum Unterlehrer den Glöckner des Klosters, ein Original-Genie, der die Musik an seinen Glocken und die Wappenkunst an den gemalten Fensterscheiben der Kirche gelernt, und blos durch sich selbst es so weit gebracht hatte, daß er Grabsteine und Leichenmonumente zur vollen Zufriedenheit des Adels im Gau zeichnete. — Dieß war der Mann, mit welchem Simon die Erziehung des jungen Symnels theilte, doch behielt er sich die Politik allein vor, und überließ dem Glöckner nur die Wissenschaften, die Sitten, die Künste und den übrigen Schofel der Erziehungskunst.

Symnel machte unter solchen Lehrern ungeheure Fortschritte. — „Er ist vollkommen!" schrie der Glöckner. „Nur zu sehr," antwortete Simon, der mehr Takt besaß, „seine Gelehrigkeit erschreckt mich. Wer wird an seine hohe Geburt glau-

ben, wenn er weder einen Hang zum Befehlen, noch das Bedürfniß fühlt, Überlästige zu entfernen. Ach, unser Zögling ist noch zu wenig dramatisch für eine Revolution." — „Laßt nur mich machen," erwiederte der Glöckner, „ein wenig Unverschämtheit lernt der Mensch leicht, dazu genügt ein gutes Beispiel." — Wirklich führte gleich darauf der Glöckner den kleinen Symnel in das Büreau eines Mauthbeamten, und nach zwei Besuchen war er vollkommen.

Nach allen diesen Vorbereitungen fing Simon an, den Knoten seiner Staats-Intrigue zu schürzen. Anfangs verbreitete sich ein dumpfes Gerücht, daß Prinz Eduard aus seinem Gefängnisse entkommen sei. Symnel und sein Leiter erschienen schnell und geheimnißvoll in den verschiedenen Burgen der Grafschaften Tarwik und Alcester. Die Einbildungskraft und der Ruf dieser ewigen Unterstützer jedes Betrugs faßten diese Erscheinungen begierig auf, säeten sie aus und machten sie fruchtbar. In Zeit von einem Monate hatte zwar Niemand noch den jungen Helden gesehen, den der Himmel selbst aus seinem Gefängnisse befreit hatte, aber Jedermann hatte geglaubt, ihn zu sehen. — Das was wahr ist, bleibt wahr, wenn wir uns auch noch so sehr dagegen stemmen; allein das, was wir träumen, ist unser eigenes Werk.

Doch diese innern Triebfedern waren nicht die einzigen, welche der Mönch in Bewegung setzte. Bereits war der betreffende Glöckner als Ambassadeur zu jener Herzogin von Burgund abgesandt, welcher ihr unerbittlicher Haß gegen Heinrich VII. den Beinamen „Juno des Königs von England" verschaffte. Margaretha hatte schon selbst so viel von einer Fabel eines Symnels geträumt, als daß sie diese nicht

hätte glauben sollen. Alsogleich verkaufte sie ihren ganzen Schmuck, kaufte eine kleine deutsche Armee von der besten Qualität, und schickte diese an ihren erlauchten Neffen den Prinzen Eduard ab. Sie sandte ihm zugleich vier der berüchtigsten Mißvergnügten Englands, welche sich an ihren Hof geflüchtet hatten. Sie beauftragte diese, die Minister des jungen Königs zu sein, und ihm beizustehen, das Glück seines Volkes zu gründen, wie dieß immer die gewöhnliche Redensart bei jeder Thronbesteigung ist.

Symnel hüpfte vor Freuden als er hörte, daß er eine so gute Verwandte habe. Simon aber hüpfte nicht. Die deutsche Armee taugte ihm zwar allerdings in seinen Kram, denn das rauft sich herum ohne zu raisonniren, aber die Ankunft der vier Minister versetzte seinem Ehrgeize einen gewaltigen Stoß. Es konnte wohl auch keine fürchterlicheren Nebenbuhler geben, als diese vier. Der erste war der alte Graf von Kilmar, ein bedächtiger, ernsthafter, gravitätischer Mann, von der Ruhmsucht angeblasen, und von der Arbeit abgenutzt, dessen Feinheit, Festigkeit und sublime Schlaflosigkeit alle Kabinete Europa's zur Genüge kannten. Nach ihm kam der alte Bischof von Norwich, tiefsinnig, leutselig und verehrt, als ob er schon todt wäre, ein Mann, dem die günstige Natur einen kurzen seufzenden Athem, ein immer in Thränen schwimmendes Auge und die Blässe der Heiligkeit gegeben hatte.

Wer sollte wohl nie von dem dritten haben sprechen gehört? Es war der unvergleichliche Kanzler Broughton, der wahre Donnerer der Rednerbühne, immer entbrannt, ein eifriger gelehrter und spitzfindiger Redner, eben so dazu geeignet eine Versammlung des Klerus zu beherrschen, als einen Aufstand der

Matrosen zu bezähmen, ein Mann, der betäubte, wenn er nicht überzeugen konnte, log ohne jemals zu erröthen, und acht Stunden fortsprach ohne zu trinken.

Der schöne Lovel, welchen ich zuletzt nenne, durfte sich ohne Kühnheit diesen berühmten Männern beigesellen. — Diesem Sohne des Herkules und der Grazien, diesem Cherub der Liebe und der Lebenslust, diesem festen Reiter und himmlischen Tänzer kam kein Anderer in Anordnung von Festen gleich. — Er wurde von dem Pöbel angebetet. Jede Partei, welche er nahm, wurde auch in diesem Augenblicke schon von der Hälfte Englands vertheidigt. Margaretha konnte ihn nicht abreisen sehen, ohne tief zu seufzen, und ein solcher Seufzer wiegt ein großes Gedicht auf. —

Der Mönch Simon fühlte recht wohl, daß es seiner Unternehmung mehr schaden als nützen würde, wenn er diesen Concurrenten die Bahn verschlöße, auch that er nicht gern andern Uebles, wenn es ihm selbst Schaden brachte, darum beschloß er, die Gelegenheit abzuwarten, die sie ihm geben würden, sie auf eine unschuldige Art zu verderben. Zum Gefallen eines Stückes ist die Wahl eines Theaters eben so wesentlich, als der Titel, und Manches wurde schon in Hütten ausgepfiffen, was in Palästen beklatscht wurde. — Einige Ueberlegungen über diesen Punkt bestimmten Simon, Irland zum Schauplatze seines Schauspiels zu machen.

Er reiste also mit seinem Lehrlinge nach Dublin. Sie reisten nicht wie verfolgte Flüchtlinge, sondern vielmehr wie Racheengel des Himmels. Es war eine Freude, zu hören, wie der junge Symnel mit seiner unschuldigen Miene die ganze Genealogie der Plantagenets hersagte, und welche Anekdoten

er von dem Hofe Eduards IV. und seiner eigenen Gefangenschaft erzählte. Welch ein Zuströmen des Volkes von allen Seiten! — Wie viele Schwüre der Treue, wie viele Thränen des Mitleids und der Zärtlichkeit, — Kurz ihre Reise glich einem Triumphzuge, allein der glänzendste Sieg harrte ihrer in Dublin selbst, einer Stadt, in welcher man, was die Vernunft betrifft, mehr Irländer ist, als in allen übrigen.

Sie waren kaum noch drei Tage in dieser Stadt, als ein zahlreicher Haufe Volks sich vor dem Rathhause versammelte und mit ungestümem Toben den Prinzen zu sehen verlangte. Symnel wurde auf eine Bank gestellt, welche drei Matrosen trugen, und entzückte den Haufen durch die Naivetät seiner Lügen. Einer aus dem Volke schrie: „Prinz, dir ist warm, trinke!" und reichte ihm dabei Malvasier in einem Gefäße. Schnell gab Simon dem Prinzen einen Wink und dieser schlug dem Menschen den Becher aus der Hand und stürzte ohnmächtig zu Boden. O List! O Wunderwerk! Man erinnerte sich sogleich, daß der Herzog von Clarence, des Prinzen Vater, in einer Tonne Malvasier ertränkt wurde. Der Abscheu, welchen Symnel beim Anblicke dieses Weines fühlte, war ein Blitz des Himmels, ein Schrei des Bluts, und jede weitere Erinnerung wich dieser kindlichen Ohnmacht.

Bald darauf tritt eine Menge von Frauen in den Saal mit einer Krone von polirtem Kupfer, welche die Patronin der wahren Kirche ihrem vielgeliebten Eduard VI. sendet. Zwanzigtausend Zeugen sind bereit, mit ihrem Leben zu beschwören, daß die Statue Eduard V. von ihrem Postament gestiegen sei, und die Krone vom Haupte genommen habe. — Symnel wird mit allgemeinem Jubel zum König ausgerufen und durch

die ganze Stadt auf den Händen getragen unter dem jauchzenden Zuruf der Menge, die sich mit ihrer eigenen Thorheit unterhält. Spiele, Feste, Illumination folgten ohne Unterlaß aufeinander. Nie gab es eine lustigere Unordnung, nie eine ergötzlichere Regierung. — Allein! leider sind diese politischen Karnevale von kurzer Dauer. Die Menschen, welche sich so viele Mühe um ihr Vergnügen geben, werden nie consequent genug sein, um eine recht närrische und zugleich dauerhafte bachanalische Regierung zu gründen. Uebrigens muß man zugestehen, daß einige saturnalische Jahrhunderte unsern traurigen Zeiten heilsam wären.

Der achte Tag der Orgien endete mit der Ausschiffung der deutschen Armee. Die vier Abgesandten Margarethens zeigten sich nicht gleich. Jeder von ihnen wünschte der Liebling des Königs zu werden, haßte die drei übrigen und umarmte sie auf's Zärtlichste. Habt Ihr denn schon manchmal eine Hauskatze nach dem Regen über die Gasse gehen gesehen? wie sie mit ihren Pfoten furchtsam die kaum weiß gewordenen Steinspitzen sucht. So und noch komischer ist die Verlegenheit eines Höflings, der mitten in einem fremden Himmelsstrich unter neue Menschen geworfen wird, und überzeugt ist, daß sein ganzes Glück von dem ersten Schritte abhängt, den er thun muß.

Die vier Minister ließen, ohne sich vorher darüber einverstanden zu haben, bei dem ehrwürdigen Pater Simon um eine geheime Unterredung bitten, welche ihnen auch zu verschiedenen Stunden bewilligt wurde. Ihr Plan war, den Mönch für sich zu gewinnen, um ihn dann zu verjagen, und durch ihn den Karakter und besonders die Schwachheiten des Königs kennen zu lernen, welche letzteren immer das Hauptaugenmerk der

Habsüchtigen sind. Allein, sei es nun, daß sich der Mönch, noch feiner als sie, einen Spaß mit ihnen machen wollte, oder daß tiefere Ansichten ihn dazu bestimmten, er malte diesen Herren im Vertrauen die widersprechendsten Gemälde. — Es war das Bekenntniß des Fuchses.

„Der König ist ein ganz vollkommener Mensch," sagte Simon zu dem Bischof von Norwich, „allein das Unglück verleitete ihn zum Trinken, und jeden Tag betrinkt er sich regelmäßig eben so stark, als jeder andere Engländer. Der Bischof dankte, ging und murmelte leise in den Bart: „Man muß also trinken!"

„Der König ist ein ganz vollkommener Mensch," sprach Simon zu dem schönen Lovel, „allein der Kummer hat ihn kränklich gemacht, die Feuchtigkeit seines Gefängnisses hat ihm ein Rheuma in den Körper gejagt, welches wir vergebens wieder herauszubringen bemüht waren." Der schöne Lovel überlegte zum erstenmal in seinem Leben und fing an zu zweifeln, daß die Gesundheit etwas Gutes sei.

„Der König ist ein vollkommener Mensch," raunte Simon dem Kanzler Broughton in's Ohr, „aber er besitzt eine entsetzliche Blödigkeit, woran ein lächerliches und nicht mehr zu heilendes Stammeln Schuld ist." — Der Redner sprach im Weggehen zu sich selbst: „Es wäre eine große Grobheit, klüger sein zu wollen als der Herr."

„Der König ist ein vollkommener Mensch," sagte Simon zu dem Grafen Kilmar, „aber er ist noch sehr Kind. — Er kann nur Menschen von seinem Alter vertragen, und selbst mich läßt er dieß zuweilen sehr deutlich fühlen!" Der alte Graf ging und sprach, indem er mit seinen hölzernen Schuhabsätzen und

seinem Stock auf den Boden stampfte: „Goddam! ich muß wieder jung werden, ich will mich um eine Amme umsehen."

Diese Gleichförmigkeit in dem Benehmen der vier Höflinge war eine Folge ihrer Natur. Solche Seelen leitet ein sehr feiner Instinkt. Daher benimmt sich in gleicher Lage Einer wie der Andere und nach denselben unwandelbaren Grundsätzen, nach welchen die Spinne ihre Fäden zieht, und die Auster ihre Schalen vereinigt. Simon, welchem diese Theorie nicht unbekannt war, ließ von dem König eine Proklamation unterzeichnen, in welcher die Minister anerkannt wurden, und der Tag ihrer Vorstellung bestimmt war. Kilmar wurde zum Controleur der Finanzen, Broughton zum Justizminister, Lovel zum Steuerintendanten, und der Bischof von Norwich zum Großalmosenier bestimmt.

Simon sorgte dafür, daß die Vorstellung der Minister mit gewissem Pompe vor sich ging. Der König funkelte auf seinem Thron mit falschen Steinen. Zu seinen Füßen saß ganz bescheiden der Pater und nahm die Miene des Oberpriesters eines andern Joas an. Die Begierde, die zu einer so hohen Würde emporgehobenen Glücklichen zu sehen, war so groß, daß der ganze Saal mit einer ungeheuren Menge Menschen angefüllt war. Der Anblick war herrlich, die Aufmerksamkeit außerordentlich und das Schweigen (da sich auch viele Damen darunter befanden) bewundernswerth. —

Die Kammerherren meldeten den Grafen von Kilmar an, und siehe da, ihnen folgte auf dem Fuße ein junger, hüpfender Blondin, den alle Damen bebrilläugelten. „Weist diesem Pagen die Thüre!" rief der Ceremonienmeister. — O Ueberraschung! Es war Kilmar selbst, bedeckt mit allem,

was die Mode Zierliches ersonnen hatte. Er hatte sich blonde, über die Schultern herabwallende Locken angeeignet, seinen Bauch zusammengeschnürt und mit schönstem Incarnat die Höhlungen seines Gesichtes überkleistert. Seine Nase — die er freilich auch gern kürzer gemacht hätte — war das einzige alte Denkmal, welches mitten unter dieser allgemeinen Wiedergeburt ehrwürdig prangte. Kurz man konnte diese Figur füglich mit dem Nachtfalter vergleichen, welchen die Naturkundigen den Todtengräber benennen. Der geschminkte Minister näherte sich dem Throne mit gefahrvoller Lebhaftigkeit, ließ einige Worte fallen, bei welchen die Hälfte der Konsonanten fehlte, und hoch darüber entzückt, daß er den König über sich lächeln gesehen, warf er sich in den für ihn bereiteten Sessel und spielte mit dem Porträt der ersten Schauspielerin von Dublin, welches an einer goldenen Kette an seinem Busen hing. Eigentlich war dieses Weibsbild eine Seiltänzerin aus Bergamo, welche im Gefolge des Legaten angekommen war.

Die Zuseher waren noch nicht von ihrem Erstaunen über dieses seltsame Benehmen zurückgekommen, als man den Großalmosenier meldete. Die große Menge warf sich auf ihre Knie, um den Segen des Venerabeln im Vorbeigehen zu erhaschen, allein der Prälat war weit entfernt, daran zu denken; denn im Mißtrauen auf seine Nachahmungskunst — hatte er so viel Rebensaft in sich hineingeschüttet, daß dessen Kraft über ihn keineswegs zweideutig blieb. Seine Kleider, welche unordentlich an ihm hingen, bedeckten kaum seine Brust. Die Seufzer, welche er eben so häufig als gewöhnlich von sich gab, hatten nicht jenen Geruch der Heiligkeit, welchen sonst fromme Seelen gierig auffingen, und die Rubine in seinem Antlitze machten

den Grund, auf welchem sie ruhten, noch bleicher. Er wankte lange Zeit im Saale hin und her, sprach lallend etwas Unsinniges von Küche und Keller, ließ ein Spiel Karten vor den Augen des Königs aus seinem Aermel fallen, und wurde endlich, nicht ohne Mühe, in einen Lehnstuhl gesetzt, wo er den Refrain eines Liedchens trillerte, das vom Trinken und von noch etwas Spaßigerem handelte. Die Versammlung erstarrte und begriff nicht, woher es käme, daß sich auf einmal die Narrheit aller Großen Englands bemächtiget habe.

Broughtons Eintritt verursachte einen Athemzug der Hoffnung. — Allein, welch' Erstaunen. Dieser rüstige Athlet auf dem Felde der Rede trat schüchtern näher, wie ein Mitglied der Oppositionspartei, welches sich in der verwichenen Nacht an das Ministerium verkauft hat. Er öffnete den breiten Mund, aber nichts ging heraus. — Endlich wandte er alle Kräfte an und stammelte etwas hervor, was keine Menschenseele verstand. Die Worte brachen sich zwischen seinen Zähnen, die zweite Sylbe wollte der ersten nicht zur rechten Zeit nachkommen, und doch sprudelte die dritte wider mit unglaublicher Schnelligkeit hervor. Er endete sein langes Gestotter mit zwei Phrasen, welche lautes Lachen erregten. Symnel ergötzte sich dabei wie ein König. Die Zuhörer schwuren, nie mehr dem Rufe zu glauben, aber nichts glich dem Zorne der drei Minister, als sie einander gegenübersitzend, die Verschiedenheit ihrer Rollen erkannten und einsahen, daß sie hintergangen waren. Sie warfen grimmige Blicke auf den Mönch, dessen höhnisches Lächeln ihnen zu sagen schien: „Ich wollte erproben, meine lieben Freunde, wie weit die Habsucht und der

Ehrgeiz einen Klugen, einen Weisen und einen Heiligen führen könne."

Indessen stiegen die Damen schon auf die Bänke, um den schönen Lovel besser zu sehen, er selbst erschien jetzt vom Kopf bis zu den Füßen in Tücher, Polster und Pelzwerk eingehüllt, wie ein halbtodter, als plötzlich ein verwirrtes Getöse von außen die Aufmerksamkeit der ganzen Versammlung auf sich zog. Das Volk hatte einen Kurier von seinem Gaul gerissen, und schleppte ihn zu dem Thron, ohne ihm Zeit zu lassen, Athem zu gewinnen, oder seine Stiefel auszuziehen. Der Arme war so athemlos, daß er nicht sprechen konnte; die Neugierde der Anwesenden war unaussprechlich und verzögerte durch ihre Ungeduld noch das, was sie zu erfahren brannte. Als der Kurier endlich wieder Luft gewann, ertönte aus seinem Munde die Nachricht, daß Heinrich VII. sich in Eilmärschen nahe, eine Armee als hinlängliches Argument und einen andern Eduard als Ueberredungsgegenstand mit sich führe.

Auf diese Nachricht, welche der Komödie der Höflinge ein Ende machte, entstand eine allgemeine Verwirrung. Die Tapferen suchten ihre Waffen, die Poltrons sagten schöne Worte, welche spartanischer Jünglinge würdig gewesen wären. — Ich hätte hier eine sehr gute Gelegenheit, eine Schlacht zu beschreiben, und dieß wäre mir noch um so angenehmer, als ich bereits viere ganz fertig in meinem Pulte liegen habe; allein da solche Mordspektakel unserm Jahrhunderte nichts Neues sind, so will ich sie lieber ruhen lassen. Ich will also hier blos ganz einfach sagen, daß an diesem blutigen Tage der Nachdruck der Originalauflage weichen mußte, oder was eben so viel heißt: daß das

Heer des falschen Eduard durch jenes des wahren Heinrich VII. ganz vernichtet wurde.

Die vier Minister entflohen noch an demselben Tage, welche Flucht eine Folge ihres bewundernswerthen Instinktes war. Alle Übrigen wurden getödtet oder gefangen. Jene, welche das feindliche Schwert nicht niedermetzelte, erwarteten zitternd ihr Urtheil von der Gnade des Herrn, der Mönch von Oxford kehrte in sein Kloster zurück, und Symnel wurde Küchenjunge bei dem neuen König. Auf diese Art gab der Himmel dem Stamme Lancaster Thron und Ruhm, und dem Stamme Symnel Herd und Ruhe.

Der Lehrmeister ohne es zu wissen.

Am Eingange eines kleinen Städtchens auf der Straße nach der großen Stadt Mühlhausen stand ein Haus, welches man zur Hälfte einen Bauernhof und zur Hälfte ein Bürgerhaus nennen konnte, denn der eine Theil bestand aus einer mit Stroh gedeckten Hütte und einem Hofe, worin Schweine, Hühner und Gänse sich auf dem Düngerhaufen erlustigten, der andere Theil zeichnete sich durch ein elegantes Wohngebäude aus, dessen Fenster mit weißen Vorhängen versehen, und dessen Vorgärtchen mit einem eisernen Gitter eingefaßt war.

In diesem Vorgärtchen saß der Herr des Hauses Jakob Friedhelm, dessen Anblick eben auch die beiden Geschäfte, welche er ausübte, errathen ließ. Er trug die Blouse eines gewöhnlichen Arbeiters, aber dazu ein gesticktes Sammetkäppchen. Er war nämlich Maurermeister, oder wie er sich selbst nannte und auch von Andern am liebsten nennen hörte: Baumeister.

Er rauchte aus einer kurzen Pfeife und erwartete seinen Sohn Stephan, der sich mit seiner Braut und deren Mutter nach Mühlhausen begeben hatte, um dort die Hochzeitsgeschenke einzukaufen.

Endlich rasselte ein Wagen und die Erwarteten fuhren in

dichtem Staube daher, sie waren unter lauter Schachteln, Cartons und Packeten wie vergraben.

Jakob ging ihnen entgegen und wurde von einem Freudengeschrei begrüßt. „Guten Abend Vater!“ rief Käthchen, indem sie dem Maurermeister diesen Namen schon im Voraus gab, der ihm erst in einigen Tagen gebührte.

„Guten Abend, Kleine!“ erwiederte Jakob, indem er Käthchen die Hände reichte und sie vom Wagen herab hob. — „Ihr Diener, Frau Marthe! Der Tausend! Ihr seid ja fürchterlich bepackt.“

„O!“ antwortete Marthe, „wenn wir Stephan seinen Willen gelassen hätten, so hätte er alle Buden ausgeräumt.“

Jakob lächelte und reichte Stephan die Hand, der abgestiegen war, um den Wagen in den Hof zu führen. — „Stephan hat Recht,“ sagte Jakob, „er will diejenige schön machen, die er liebt.“

„Aber man muß sich auch dabei nicht wehe thun,“ sagte die Mutter.

„Ah bah!“ erwiederte Jakob, „Ich habe meinem Stephan eine einträgliche Wirthschaft und auch ein artiges Sümmchen übergeben, und er wird sich gewiß durch seine Betriebsamkeit gut fortbringen; denn was die Arbeit betrifft, da schlägt er nicht aus der Art.“

„Und ich hoffe, daß er auch an Güte seinem Vater nachgerathen werde,“ sprach Marthe, „denn ich habe nicht vergessen, daß ich und meine Tochter Alles, was wir haben, Ihnen zu verdanken haben, Herr Friedhelm.“

„Schweigen wir davon,“ fiel ihr Jakob etwas barsch und sichtbar verlegen in das Wort. „Ihr werdet nöthig haben, Euch

etwas zu erfrischen. Käthchen, sieh zu, daß wir etwas zu essen bekommen."

Käthchen, die unter dem Vorwande, Stephan beim Ausgeschirren des Pferdes zu helfen, ihm eine Blume in das Knopfloch gesteckt hatte, lief herbei, hüpfte schnell in das Speisezimmer, und bereitete Alles zum Abendmahle. Stephan hatte auch Pferd und Wagen schnell versorgt und war zu seinem Vater herein gekommen. Man setzte sich zu einander und aß mit gutem Appetit. Dann wurden die mitgebrachten Cartons und Packete geöffnet, die eingekauften Sachen ausgelegt und bewundert. Man machte Anwendungen für die Gegenwart und entwarf Plane für die Zukunft. Als das Abendmahl zu Ende war, flüchteten sich die Brautleute zum Fenster, indem sie sich anstellten, als ob sie die Blumenstöcke begößen, Vater und Mutter aber blieben am Tische sitzen und handelten die pecuniären Verhältnisse ab.

Der Maurermeister hatte seinem Sohne eine bedeutende Wirthschaft gekauft und auch sein ganzes Geschäft ihm überlassen. Frau Marthe gab ihrer Tochter eine schöne Ausstattung und 5000 fl. im Baaren mit. Das war viel mehr, als Jakob gehofft hatte, er erklärte dieß offen.

„Ach!" sagte Jakob, es macht mich recht glücklich, die Kinder so recht im Wohlstande zu sehen; die Freuden einer jungen Ehe dem Mangel aussetzen, heißt ein Weizenkorn in den Abguß werfen. Man muß die Honigwochen nicht mit Wermuth mischen. Aber das Glück der Kinder muß auch den Eltern nicht wehe thun. Indem ich meinen Sohn ausstattete, habe ich schon noch so viel behalten, daß ich täglich drei gute Mahlzeiten halten kann, und ich möchte nicht, daß die Mitgift, welche Sie

Ihrer Tochter geben, Frau Marthe, Sie zwänge, selbst künftig nur zwei zu halten."

„Besorgen Sie nichts," antwortete Marthe lächelnd, „ich habe schon auch noch meine Schäfchen im Trocknen. Außer noch andern 10,000 fl. Kapital, bleibt mir mein Holzhandel."

„Der Tausend!" rief Jakob, „ich hätte nicht geglaubt, daß mein Stephan eine so reiche Partie mache."

„Es kommt Alles von Ihnen, von Ihrer Güte, Herr Friedhelm!"

Jakob wollte sie unterbrechen, allein sie fuhr fort: „Läugnen Sie nur nicht. Ist es nicht mein Holzhandel, der mich wohlhabend gemacht hat, und kommt das Alles nicht von dem Hause, das Sie uns gebaut haben?"

„Nun, Häuser bauen ist das Geschäft eines Baumeisters."

„Allerdings; allein, wenn er es gebaut hat, so kann er auch seine Bezahlung dafür fordern, und als mein Mann starb, ohne seine Verbindlichkeiten gegen Sie erfüllt zu haben, hätten Sie auch das Recht gehabt, mich aus dem Hause zu jagen und dieses für sich zu behalten."

„Das wollte ich auch thun!" murmelte Jakob.

„Aber Ihre Menschlichkeit, Ihre Herzensgüte, hinderte Sie daran."

Jakob, der übler Laune zu werden schien, suchte das Gespräch abzubrechen, aber Marthe erschöpfte sich noch in Lobeserhebungen und versicherte, wenn er ihr nicht Zahlungsverlängerung und zwar in kleinen Raten bewilligt hätte, so würde sie ihren Handel nicht haben fortführen können und in das tiefste Elend gerathen sein. — „Ihnen, Herr Friedhelm, rief

sie mit Thränen in den Augen, danke ich Alles, was ich habe und jetzt auch das Glück meiner Tochter!"

Stephan und Käthchen, die durch die laute Stimme Marthe's herbeigezogen wurden, vereinigten die heißesten Ausdrücke ihres Dankes mit jenen der Mutter, aber Jakob wurde fast immer verlegner und befahl ihnen, fast ärgerlich, zu schweigen.

„Nun, nun," sagte Käthchen, „zürnen Sie nur nicht, liebes Väterchen," und streichelte ihm dabei die Wangen, „wir wollen Ihnen nicht mehr danken, wir wollen nicht mehr glauben, daß Sie ein gutes Herz haben."

„Und da werdet Ihr auch recht haben," rief Jakob, Himmel Tausend Element! Ich bin's einmal satt, mich immer wegen einer Handlung rühmen zu hören, woran mein Herz gar keinen Antheil hat."

„Wie?"

„Nein, es war nicht Eingebung, es war Zufall, und darum machen Eure Lobeserhebungen und Danksagungen immer eine Wirkung auf mich, als wenn Ihr mir eine Maulschelle gäbet. Es ist schon zu lange, daß ich mir diese gute Meinung stehle, Ihr sollt jetzt von mir erfahren, wie es kam, und es kann Euch jungen Leuten zur Lehre dienen."

Die beiden Brautleute blickten einander überrascht an, und setzten sich neben den Maurermeister. Frau Marthe, die einige Ausdrücke der Ungläubigkeit entschlüpfen ließ, harrte mit Neugierde auf das, was Jakob erzählen werde. Dieser aber zündete sich eine Pfeife an und begann:

„Wie Frau Marthe früher sagte, so war es, ihr Mann starb plötzlich, als wir eben die Gerüste von dem neuen Hause

weggräumten, und seine Vermögensumstände zeigten sich so herabgekommen, daß die arme Frau wirklich mit ihrer Nachthaube hätte aus dem Hause wandern können. Mich kümmerte das nicht, denn ich fand meine Sicherstellung in dem Hause selbst, allein ich mußte die gehörige Vorsicht gebrauchen, die nöthigen gerichtlichen Schritte thun, und die Hand auf die Sache halten. Frau Marthe widersetzte sich meinem Rechte nicht, sie erklärte mir nur, durch welche Mittel sie mich in der Folge zu bezahlen hoffe, allein ich mußte ihr dazu das Haus lassen, worin sie ihren Handel betrieb, und ihr Zahlungsraten zugestehen, wann und wie sie dieselben zu leisten im Stande sein würde. Die Schuld war eine sehr unsichere. Es war kein Gewinn zu hoffen, aber leicht Verlust zu fürchten. Die arme Witwe führte mich freilich zur Wiege ihres Kindes und bat mich mit Thränen in den Augen, mich ihrer und der unschuldigen Kleinen zu erbarmen. Ich ging, fest entschlossen, von meinem Rechte Gebrauch zu machen, wenn ich auch beide zu Bettlerinnen machte; ich war ja nicht Schuld daran. Ich bediente mich nur meines Rechtes.

Ich muß Euch sagen, daß dieß immer mein Hauptgrundsatz war, ich trug ihn gleich einem Pflaster auf meinem Gewissen, und wenn ich mir sagen konnte: „Das ist eine gerechte Sache!" so schritt ich unbekümmert vorwärts, und wenn ich alles unter meinen Füßen zertreten hätte.

Uebrigens wenn Frau Marthe ein Töchterchen zu erziehen hatte, so hatte ich ein Söhnchen zu ernähren und zu erziehen, das mir um so näher am Herzen lag, als der Knabe schon seit sechs Wochen dem Tode nahe war. Jetzt ist er freilich ein kräftiger, starker Bursche geworden, aber damals mußte ich bei jedem Windstoße für ihn zittern, Alle, die ihn sahen, bedauer-

ten ihn und riefen: „Das arme Kind!" und mir schnürte dieß das Herz zusammen. Der Arzt, der ihn behandelte, fand seine Brust sehr schwach, er empfahl besonders Kälte und Nässe zu vermeiden und erklärte, wenn ihn das Seitenstechen wieder befiele, so wäre er verloren. Ich gab daher auch Acht auf ihn, wie auf einen Vogel im Käfig, er durfte nur mit mir aus dem Zimmer gehen und nur im schönsten Wetter, ich maß ihm Licht, Schatten und Luft nach Tausendtheilen zu.

Ich war also entschlossen, wie ich gesagt habe, das Haus Marthen's für die Schuld zu übernehmen, und ich wollte daher mein Recht durch einen Advokaten in Mühlhausen geltend machen. Als der Kleine sah, daß ich fortfahren wollte, bat er mich, ihn mitzunehmen. Es war kein Wölkchen am Firmamente, die Vögel sangen auf allen Zweigen, und der Kapuziner, der mir als Barometer diente, hatte seine Kaputze fallen lassen, es war an einem herrlichen Tage nicht zu zweifeln. Ich sattelte meinen Esel und setzte den Kleinen darauf, der so stolz darauf war, als wär' er ein Küraffier.

Bis zur Stadt ging Alles gut. Ich übergab dem Advokaten meine Papiere und er versprach mir, daß das Haus in wenigen Wochen mein Eigenthum sein sollte, dann machte ich mich mit dem Kleinen wieder auf den Rückweg.

Während meines Aufenthaltes in der Stadt hatte sich jedoch ein Nebel eingestellt, der Wind erhob sich und düstere Wolken zogen vom Gebirge her. Ich überlegte, ob es des Kleinen wegen nicht besser sei, nach der Stadt zurückzukehren, allein er war müde und bat mich, ihn nach Hause zu bringen und ich hoffte, wir würden unser Haus noch vor dem Ungewitter erreichen.

Zum Unglück war der Esel nicht aus seinem gewohnten langsamen Trab zu bringen. Ich streichelte ihn, ich schlug ihn das half Alles nichts. Stephan gab ihm ein Stück Kuchen, er fraß es und ging aber so langsam weiter, wie bisher. Ich war wüthend über das Thier, besonders da die schwarzen Wolken sich schon über unseren Köpfen zusammen zogen, und der Wind uns einen feinen kalten Regen in's Gesicht peitschte. Wir waren schon zu weit vorwärts, um in die Stadt zurückzukehren und einige Blitze ließen mich hoffen, das Gewitter werde sich schnell zertheilen.

Stephan, von der Kälte ergriffen, fing an zu zittern, der Regen durchdrang seine Sommerkleider immer mehr, und bald stellte sich auch jener Husten ein, den der Arzt für so gefährlich erklärt hatte. Ich war in Verzweiflung, ich schlug auf den Esel unbarmherzig los, allein jetzt legte er sich gar auf die Erde nieder.

In diesem Augenblicke platzten alle Wolken und der Regen goß in Strömen herab. Das Kind konnte nicht mehr sprechen, seine Zähne klapperten, der Husten war stärker geworden und erpreßte ihm Schmerzensseufzer. Ich hatte den Kopf verloren. Ich nahm Stephan auf meine Arme, drückte ihn an meine Brust und lief vorwärts. Ich suchte einen Zufluchtsort, ohne zu wissen, wo einer zu finden sei,, als plötzlich das Rasseln eines Wagens und menschliche Stimmen mir an's Ohr schlugen.

Der Wagen hielt, und ein Herr mit weißen Haaren neigte sich aus dem Fenster. „Was ist hier geschehen, wohin tragt Ihr das Kind?" fragte er.

„Ich suche Hilfe und Obdach für den Armen," antwortete ich.

„Ist er verwundet?“

„Nein, aber die Kälte und der Regen haben ihn so ergriffen, daß seine Krankheit wiedergekehrt und er dem Tode nahe ist.“

„Wir wollen sehen, was zu thun ist,“ sagte der Fremde, „ich bin ein Arzt, gebt mir den Kleinen.“ Er öffnete den Kutschenschlag und empfing Stephan, der ganz von Nässe tropfte auf seinem Schooße. Als er sein Gesicht betrachtet und den schmerzhaften Husten gehört hatte, machte er eine bedenkliche Miene.

„Geschwinde, geschwinde!“ rief er den Damen zu, die bei ihm im Wagen saßen, „helft mir dem Kleinen die durchnäßten Kleider vom Leibe bringen und hüllt ihn in Eure Pelze. Er muß Wärme bekommen. Alfred, gib mir den Flacon, der neben dir in der Seitentasche steckt.“

Indem er so sprach, hatte die ältere Dame das Kind entkleidet, und er rieb ihm nun mit dem Geiste aus dem Flacon den ganzen Körper ein, dann wickelte er es in mehre Kleidungsstücke der Damen, befahl dem jungen Mann, den er Alfred genannt hatte, aus dem Wagen zu steigen und legte Stephan auf dessen Platz. Hierauf wandte er sich an mich und fragte mich, wo ich zu Hause sei, und als ich ihm sagte im nächsten Orte an der Straße, befahl er, langsam weiter zu fahren.

Ich ging neben der Kutsche, dem mitleidsvollen Manne in meinem Herzen dankend und hatte meinen Esel ganz vergessen, als der junge Mann, der ausgestiegen war, mir ihn herführte.

Der Regen strömte immerfort nieder, als ob eine neue Sündfluth eintreten wollte, aber ich achtete nicht daaruf, meine Blicke hafteten im Innern des Wagens, wo mein Knabe lag.

Der Herr mit den weißen Haaren neigte sich immer fort über ihn, beobachtete ihn aufmerksam und machte mir Zeichen, daß alles gut gehe. Das Athmen des Kleinen wurde leichter, große Schweißtropfen zeigten sich auf seiner Stirne und endlich kamen wir hier an. Der Fremde befahl mir, ein Bett wärmen zu lassen und trug den Kleinen selbst hinein.

Ich suchte Worte, um ihm meinen Dank auszudrücken, allein er unterbrach mich. „Kein Wort davon," sagte er, „gehen Sie nun selbst, Kleider zu wechseln, und erlauben Sie dieß auch meinem Sohne zu thun, der eben herein kommt."

Der junge Mann trat auch wirklich ein, und ich erinnerte mich, daß er den ganzen Weg neben mir zu Fuße gemacht habe, was ich bei meiner Unruhe gar nicht beachtet hatte.

„Mein Gott!" wenn der junge Mann davon krank werden sollte," rief ich ängstlich.

„Ei," sagte der Arzt, „er ist jung und kräftig, und wenn er trockne Kleider anzieht, so wird es ihm nicht schaden,"

„Aber warum haben Sie ihn denn dem Regen ausgesetzt?"

„Nun, mußte er denn nicht Platz machen?" erwiederte der Alte gutmüthig lächelnd, „sollte der gesunde Jüngling etwa im Trocknen bleiben und das arme kranke Kind im Freien lassen?"

„Der Wagen gehörte ihnen," sagte ich bewegt, und wenn Sie Ihrem Sohne den Vorzug vor dem meinigen gegeben hätten, so wären Sie ganz in Ihrem Rechte gewesen."

Der Arzt sah mich an und indem er meine Hand faßte, sagte er mit einer freundlichen Würde: „Glauben Sie mir, es gibt kein Recht ohne Menschlichkeit."

Er gestattete mir keine Antwort und entließ mich, um meine Kleider zu wechseln. Noch eine Stunde blieb er bei mir,

nahm mit seiner Familie einige Erfrischungen von mir an, und fuhr sogleich, nachdem er mich über den Zustand meines Kindes vollkommen beruhigt hatte, von dannen.

Wirklich war Stephan durch die Hilfe des fremden Arztes gerettet.

Ich weiß nicht, ob Ihr über die Wirkung, welche eine große Freude nach einer großen Besorgniß auf den Menschen macht, Euere Betrachtung angestellt habt? Man wird gerührt und denkt nach. Man fühlt das Bedürfniß, besser zu werden, um die Freude zu verdienen. So saß ich denn am Bette des Kleinen, das Herz ganz erweicht, und dachte an den braven Arzt, und an seinen schönen Grundsatz: es gebe kein Recht ohne Menschlichkeit, als mir plötzlich eine Erinnerung durch den Kopf fuhr. Mir fiel die Marthe ein und ihre kleine Tochter, nämlich du, mein Käthchen. Auch sie hatten Hilfe nöthig, aber anstatt ihnen diese zu leisten, blieb ich fest bei meinem Rechte, so wie der fremde Jüngling in seiner Kalesche hätte bleiben können. Der Vergleich traf mein Herz. Ich befand mich in einem Zustand, in welchem uns die Gemüthsbewegung abergläubisch macht. Ich stellte mir vor, wenn ich ohne Mitleid gegen die arme Witwe bliebe, so würde der liebe Gott auch kein Erbarmen für mein Kind haben und es nicht genesen lassen. Dieser Gedanke ergriff mich so heftig, daß ich ohngeachtet des Unwetters, welches noch immer fortwährte, in den Stall lief, das Pferd bestieg und nach Mühlhausen ritt. Ich langte an bei dem Advokaten, als er sich eben zur Ruhe begeben wollte. Als ich ihm sagte, ich wolle meine Klage und meine Papiere zurücknehmen, schalt er mich einen Narren, aber das kümmerte mich nicht. Dagegen fühlte ich mich auf dem Rück-

weg ungewöhnlich ruhig und mit mir selbst zufrieden. Zu Hause fand ich Stephan noch immer fest schlafend.

Das Uebrige wißt Ihr. Anstatt augenblicklich bezahlt zu werden, wurde ich von der braven Frau Marthe binnen zehn Jahren bezahlt. Ihr Handel gedieh, und ihre Tochter wurde größer, so daß sich jetzt der Prozeß in eine Heirath umgestaltet hat. Jetzt werdet Ihr auch begreifen, warum ich immer erröthete, wenn Ihr mir zum Lobe anrechnetet, was ich für Euch gethan habe, Nachbarin.

Ich habe Euch nun meine Generalbeichte abgelegt. Was ich Euch Gutes that, ist nur die Folge dessen, was jener brave Mann für mich gethan hat. Seit jener Zeit habe ich ihn nicht mehr gesehen, aber er war es, der mich fühlen lehrte, was das wahre Recht sei und der so mein Lehrmeister ward, ohne es zu wissen."

Was man nicht mit Geld kaufen kann.

Eine kleine einfache Erzählung.

Christoph Haller war der Eigenthümer des schönsten Bauerngutes und galt auch in der ganzen Gegend für den reichsten Mann. Das Glück war ihm immer zur Seite gestanden. Der Hagel, der die Feldfrüchte seiner Nachbarn vernichtete, verschonte ihn, die Seuche, welche die Heerden der andern befiel ergriff die seinige nicht, die Marktpreise fielen fast immer, wenn er einkaufen mußte, und stiegen, wenn er verkaufte. Kurz Christoph war einer der Günstlinge des Schicksals, welche immer Gewinnstlose aus der Lotterie des Lebens ziehen, und die ein Unternehmen beginnen, wie man einen Weidensprößling in die Erde steckt und es dann der Sonne und dem Regen überläßt, ihn wachsen zu machen. Durch so viele glückliche Zufälle etwas übermüthig gemacht, fing er an diese für die verdienten Folgen seiner Kenntnisse und seiner Betriebsamkeit anzusehen. Er fand darin die Erklärung des Gelingens aller seiner Handlungen, weil er das Geld auf eine vortheilhafte Art zu verwenden verstehe, und hielt dieses für das Zaubermittel, welchem nichts widerstehen könne. Übrigens war Christoph ohne Böswilligkeit, ehrlich und dienstfertig. Er besaß nicht die verabscheuungs-

würdigen Fehler, welche sich oft bei dem Reichthum einfinden, sondern nur einige Lächerlichkeiten.

Eines Morgens, als er eben den Arbeitsleuten nachsah, welche damit beschäftigt waren, seine Gebäude zu erweitern, grüßte ihn einer seiner Nachbarn, ein alter pensionirter Schullehrer, welcher vierzig Jahre gearbeitet hatte, um das Recht zu erringen, nicht Hungers zu sterben. Vater Lebner (so hieß der Alte) bewohnte am Eingange des Dorfes ein kleines armseliges Häuschen, wo er elend aber zufrieden lebte.

„Guten Tag, Herr Lebner," sagte Christoph, „Sie kommen wohl um meine Zubauten anzusehen? Treten Sie nur herein, der gute Rath eines Philosophen, wie Sie sind, ist mir immer willkommen."

Der Name Philosoph wurde dem alten Schullehrer in der ganzen Gegend beigelegt, theils aus Achtung, theils aus Scherz, er war zugleich eine unschuldige Kritik seiner Liebe für Lehrsprüche und eine Anerkennung seiner Charakterfestigkeit.

Der Alte lächelte und trat ein. Christoph zeigte ihm alles bereits Fertige und erklärte ihm, was er noch machen zu lassen gedenke. „Das wird freilich viel kosten," sagte er, „allein man muß das Geld nicht schonen, wenn man sich eine angenehmere Existenz verschaffen kann."

„Sie haben recht," antwortete Lebner, Sie können das freilich leicht thun."

„Ich bekomme dadurch eine freiere Aussicht und mein Haus wird trockner und gesünder," fuhr Christoph fort. „A propos, Meister Lebner, wissen Sie, daß mir gestern, als ich bei Ihrem Hause vorbeigegangen bin, ein Gedanke eingefallen ist."

„Ei ja, wenn man bei mir vorbeigeht, können Einem gar viele Gedanken kommen," bemerkte der Schulleherer lächelnd.

„Nein, ohne Scherz," erwiederte Christoph, „ich weiß nun die Ursache, warum Sie so oft an Rheumatismus leiden. Ursache daran sind die Pappeln, welche so dicht, wie eine Mauer vor Ihren Fenstern stehen, und Ihnen Licht und Luft rauben."

„Ja," sagte der Lehrer, „diese Mauer war einst nur ein kleines Gesträuche, und ich dankte es meinem Nachbar gegenüber, als er die Bäumchen setzen ließ, denn als sie klein waren, ließen sie die Sonne durch und die Vögel sangen so freundlich darauf, aber jetzt sind sie groß und dicht geworden und was früher angenehm war, ist jetzt hindernd und traurig. Ja, das Leben ist schon so. Die Anmuth der Jugend wird im Alter zum Gebrechen. Aber was ist zu thun?"

„Nun," sagte Christoph, „man muß die Pappeln weghauen."

„Um das thun zu können, müßte ich sie sie kaufen," wandte Lebner ein.

„Wohlan, ich werde sie kaufen," versetzte Christoph, „und es soll mir um das Geld nicht leid sein, wenn ich dadurch verhüten kann, daß Sie Schmerzen haben."

Der Schulmeister bezeigte seine Dankbarkeit.

„Danken Sie mir nicht, was ich thue, thue ich, um Ihnen zu beweisen, daß das Geld doch zu etwas gut ist."

„O, zu Vielem!"

„Ich sage zu Allem."

Der Schullehrer machte eine widersprechende Geberde.

„O! ich kenne Ihre Meinung, alter Philosoph," fuhr Christoph fort, „Sie betrachten das Geld nur als eine Nebensache."

„Als ein Werkzeug," antwortete Lebner, „dessen wir uns zum Guten, wie zum Bösen bedienen können, je nachdem wir uns selbst gut oder böse sind, aber Alles ist ihm nicht unterthänig."

„Und ich sage: Geld ist der Beherrscher der Welt," rief Christoph, „von ihm allein kommen alle Freuden dieser Erde, und wer seinen Einfluß entbehren wollte, müßte nur ein Engel im Himmel sein."

In diesem Augenblicke übergab man Christoph einen Brief, er las ihn und ein Ausruf des Triumphes entfuhr ihm.

„Eine gute Neuigkeit?" fragte Lebner.

„Ich bin zum Bürgermeister erwählt worden."

Der Schulmeister stattete seine Glückwünsche zu dieser wohlverdienten Auszeichnung ab.

„Wohlverdient? und wodurch? Etwa weil ich der Erfahrenste in der Wirthschaft bin? Nicht doch, der alte Brunner versteht es noch viel besser; oder weil ich der Gemeinde größere Dienste geleistet habe, als ein Anderer? Nein, der Müller Hauser hat den Feind gehindert, das Dorf anzuzünden; oder weil ich der Ehrlichste, Redlichste in der Gemeinde bin? Sie selbst, Vater Lebner, sind ein Muster der Ehrlichkeit und Rechtschaffenheit. Man hat mich zum Bürgermeister erwählt, weil ich der einflußreichste Mann in der Gemeinde bin, und warum bin ich der Einflußreichste? weil ich der Reichste bin. Das Geld, lieber Nachbar, immer das Geld! Die Welt ist ein Marktplatz, auf welchem man Alles haben kann, wenn man baar bezahlt."

„A propos", fragte Lebner, welcher einer unmittelbaren Antwort ausweichen wollte, „hat Ihnen der Schafhirte seinen Hund verkauft?"

„Ach, ich weiß wo Sie hinauswollen!“ antwortete Christoph; Sie haben mir ja immer gesagt, Peter gebe seinen Hund um alles Gold nicht her. Nun sehen Sie, ich habe ihn doch, seit gestern ist er mein. Ein Gläubiger drängte den Peter und er brachte mir den Hund selbst. Er ist hinten im Meierhofe, und hat bei mir Alles gefunden, was ein solches Thier glücklich machen kann. Ich habe ihm eine neue Hütte machen und dieselbe sogar auspolstern lassen. Kommen Sie mit mir, Sie sollen ihn sehen.“

Beide gingen in den Meierhof, sie fanden aber die Kette abgerissen, die Hundehütte leer und umgestürzt.

„Bei meiner armen Seele!“ rief Christoph, „der Hund ist davongelaufen.“

„Um zu seinem alten Herrn zurückzukehren,“ bemerkte der Schulmeister.

„Aber was sucht er denn dort?“

„Was Sie mit ihm nicht kaufen konnten, lieber Herr Nachbar,“ antwortete Lebner gerührt, „den Anblick desjenigen, der ihn aufgezogen und ernährt hat. Ihre Hundhütte war schöner und größer, und sogar ausgepolstert, Ihre Kette leichter, aber bei Peter findet er seine alten Gewohnheiten wieder, und bei den Thieren wie bei den Menschen gibt es etwas, das sich nicht kaufen läßt. Das Geld kann alle Erdengüter verschaffen, außer demjenigen Gute, das allen übrigen erst Werth verleiht: der Zuneigung. Sie sind ein gescheidter Mann, Herr Nachbar, und werden die Lehre nicht vergessen, welche Ihnen der Zufall gibt. Sie wissen jetzt, daß man Vieles zwar um Geld bekommen, aber nur durch Sorgfalt und Liebe an sich fesseln kann.“

Geschichte einer Tulpe.

Ein Tulpenliebhaber veranstaltete eine Ausstellung seiner herrlichen Sammlung. Sie bestand aus 1600 verschiedenen Arten, von allen Größen und Farben, welche die Namen der bedeutendsten Celebritäten der ganzen Welt trugen und diese Namen waren auf vorgesteckten Etiquetten kalligraphisch geschrieben.

Der Eigenthümer selbst zeigte den Besuchern seine Sammlung und machte sie auf die Schönheiten und Vorzüge der einzelnen Exemplare aufmerksam. Als er zu einer Tulpe kam, vor welcher er mit einem freudestrahlenden Lächeln stehen blieb, und auf die Blume — ohne ein Wort zu sprechen, hinwies, fragte ihn ein Besucher, ob diese Tulpe nicht auch einen Namen habe, wie die andern?

Der Herr legte einen Finger auf seinen Mund, dann nach einer Pause des Schweigens sprach er: „Sehen Sie nur dieses prächtige Farbenspiel, diese himmlische Gestaltung, diese Flecken unter den Blumenblättern, diese Haltung, diese Reinheit der Zeichnung, diese Nettigkeit der Streifen, und Alles so proportionirt; das ist eine ganz fehlerfreie Tulpe."

„„Und welchen Namen hat sie?""

„St! — diese eine Tulpe ist mehr werth, als meine ganze

übrige Sammlung. Es gibt nur zwei Exemplare davon in der ganzen Welt."

„„Aber wie heißt sie denn?""

„St! — wie sie heißt? — Ich kann ihren Namen nicht sagen, ohne gegen meine Ehre zu handeln. — O! wie stolz und glücklich würde ich sein, ihren Namen auszusprechen, daß ihn die ganze Welt hört, ihn mit goldenen Buchstaben unter ihre prächtige Corolle zu schreiben, — ihren allbekannten, allverehrten Namen."

„„Verzeihen Sie, mein Herr, ich bestehe nicht darauf den Namen zu erfahren, — er könnte vielleicht eine politische Anspielung haben.""

„Keineswegs, mein Herr, der Name hat gar keine politische Bedeutung, aber ich habe bei meiner Ehre geschworen, den wahren Namen der Tulpe Niemandem zu sagen. Sie befindet sich bei mir im strengsten Incognito. Vielleicht habe ich jetzt schon zu viel gesagt. Aber bei Leuten, für welche ich nicht jene Achtung habe, welche Sie mir einflößen, gehe ich nicht so weit. Ich sage ihnen nicht einmal, daß dieß die Königin aller Tulpen ist, ich gehe mit anscheinender Gleichgiltigkeit vorüber, und bezeichne sie mit dem falschen Namen Rebecca."

„„Das ist ja ein fürchterliches Geheimniß und Sie würden mich sehr verbinden, wenn Sie mir nur das darüber mittheilen wollten, was Sie unbeschadet Ihres Schwures mittheilen können.""

„Wohlan denn, hören und urtheilen Sie. Diese Tulpe, welche wir fortan Rebecca nennen wollen, war im Besitze eines Mannes, der sie sehr theuer bezahlte, besonders weil er, wissend, daß ein zweites Exemplar in Holland existire, dahin reiste, dieses kaufte und es mit seinen Füßen zertrat, um das

seinige zum Unicum zu machen. Jedes Jahr erregte nun dieses den Neid der zahlreichen Besucher, welche kamen, um seine Sammlung zu besehen, alle Jahre vernichtete er sorgfältig die Nebensprößlinge, welche sich an der Hauptzwiebel bildeten. Ich wage Ihnen kaum zu gestehen, mein Herr, was ich ihm Alles für eine solche Nebenzwiebel anbot, ich hätte mein ganzes Vermögen dahingegeben und die Zukunft meiner Familie auf's Spiel gesetzt. Ich sah meine allerdings beträchtliche Sammlung gar nicht mehr an. Meine schönsten Tulpen konnten mich nicht dafür entschädigen, daß ich die allerschönste nicht besaß. Vergebens sagte mir ihr Besitzer, ich möge kommen, so oft es mir gefällig sei, um sie anzusehen. Ich ging oft hin, sehr oft, ich setzte mich stundenlang vor die herrliche Pflanze hin, man ließ mich nie allein mit ihr, man fürchtete meine Leidenschaft. Wirklich, ich hätte sie vielleicht gestohlen, oder sie mit einer giftigen Substanz begossen, um sie zu vernichten; wenigstens hätte sie nicht mehr existirt. Ich kam in einen solchen Zustand von Verzweiflung, daß ich ein Jahr meine Tulpen gar nicht mehr pflanzte. Mein Gärtner hatte Mitleid mit ihnen und vielleicht auch mit mir, pflanzte die Zwiebeln in gemeine Erde, und erhielt sie so."

„„Aber, wie sind sie in den Besitz dieser Tulpe gekommen.""

„Ich habe ein Verbrechen begangen. Ich ließ eine Nebenzwiebel stehlen. Der Besitzer hatte einen Neffen. Der Neffe half seinem Onkel bei der Pflanzung und Wartung, und ich bemerkte wohl, daß er eine Liebe zu der Tulpe affektirte, welche er nicht besaß, aber ohne welche der Onkel ihn nicht in seinem Hause behalten hätte. Der Onkel war reich und der Neffe brauchte immer Geld. Dieser hatte eine Schuld, welche ihn sehr drückte. Der Gläubiger drohte ihm schon, sich an seinen Onkel zu

wenden. Er wandte sich an mich und bat mich, ihn aus der Verlegenheit zu ziehen. Ich war grausam und verweigerte es. Ja, ich vergrößerte ihm sogar den Zorn seines Onkels, wenn er Alles erfahren würde. Ich brachte ihn fast zur Verzweiflung, dann aber sagte ich ihm, wenn er wollte, so könnte doch Rath dafür werden, und ich wollte ihm das Geld geben."

„„Sie retten mir das Leben!"" rief er.

„Ja, aber unter Einer Bedingung."

„„Setzen Sie hundert, ich unterwerfe mich allen.""

„Nein, nur Eine. Du gibst mir eine Nebenzwiebel von jener Tulpe."

Er wich vor Schrecken zurück. „„Mein Onkel jagt mich aus dem Hause und enterbt mich!"" schrie er.

„Er wird es aber nicht erfahren, wenn Du es es ihm nicht selbst sagst."

„„Aber Sie.""

„Ich brachte den jungen Menschen dahin, daß er mir eine Zwiebel zu geben versprach, wenn er die Tulpen umpflanzte; aber er forderte mir den Schwur ab, die Tulpe nie bei ihrem eigentlichen Namen zu nennen, sondern ihr einen andern zu geben bis zu seines Onkels Tode."

„Ich gab ihm für die Zwiebel die benöthigte Summe. Seitdem habe ich mein Versprechen gehalten und Niemandem ihren eigentlichen Namen genannt. Das erste Mal, als sie bei mir blühte, kam der Onkel, meine Tulpensammlung zu besehen. Er sah die Herrliche und erblaßte. „„Wie nennen Sie diese Tulpe?"" fragte er erschüttert."

„Ach mein Herr, jetzt hätte ich ihm all das Leiden vergelten können, welches er mir verursacht hatte. Ich hätte ihm

den wahren Namen sagen können, allein ich rief mir meinen Schwur in's Gedächtniß, und der Neffe war zugegen, der mich so ängstlich anblickte, und ich nannte ihm die Tulpe Rebecca."

„Uebrigens fand er doch einige Aehnlichkeit mit seiner Preistulpe, und blieb sehr nachdenkend. Er lobte meine Sammlung sehr und sprach von der Rebecca gar nichts mehr. Er kam am nächsten Tage wieder, am darauf folgenden auch, dann alle Tage, so lange Rebecca blühte, endlich aber suchte er sich selbst zu hintergehen, er bildete sich ein, zwischen seiner Tulpe und meiner Rebecca auffallende Verschiedenheiten zu entdecken und sagte: „„Ja, ja, sie gleicht wohl etwas jener, — Sie wissen schon — aber — oh!""

„Nun, sehen Sie, mein Herr, ich besitze nun diese Prachtblume, nach welcher ich mich so sehr sehnte, und doch bin ich nicht glücklich. Wozu dient sie mir, da ich Niemandem sagen darf, welchen Schatz ich besitze? Manche Liebhaber, welche in der Tulpenkultur sehr bewandert sind, haben sie wohl schon fast erkannt, aber ich bin gezwungen sie zu läugnen. Täglich fühle ich neue Qualen. Wenn ich allein bin, so thue ich mir freilich etwas zu gute, ich nenne die Himmlische bei ihrem wahren Namen, und füge die zärtlichsten Epitheta bei. Ja eines Tages hatte ich doch ein kleines Vergnügen, ich sagte ihren Namen, ihren geheimnißvollen Namen laut einem Liebhaber, aber ich verletzte dadurch meinen Schwur nicht, ja ich wiederholte ihm den Namen zehnmal, denn der Mann war taub wie eine Kanone."

„Das hat mich nun etwas getröstet, aber der Trost ist unvollständig. — Hören Sie, Sie scheinen mir ein braver Mann zu sein, auf dessen Wort man sich verlassen kann, mein Schwur lastet zentnerschwer auf mir. Schwören Sie mir bei Ihrer Ehre,

wie ich geschworen habe, nie zu wiederholen, was ich Ihnen sagen werde, und ich will Ihnen den wahren Namen der Königin der Tulpen sagen. Ihnen wird es leichter sein, das Geheimniß zu bewahren, Sie werden nicht zu kämpfen haben, wie ich. — O! ich flehe sie an, erleichtern Sie mir meine Brust und schwören Sie, sonst werde ich noch wahnsinnig."

Der Besucher hatte Mitleid mit dem armen, bereits halb wahnsinnigen Manne und leistete ihm den Schwur auf's Feierlichste.

Und nun berührte dieser mit wonneblitzenden Augen und unbeschreiblichem Stolze mit einem Stäbchen die Tulpe und rief: „Hier sehen Sie die —"

„„Allein auch ich habe geschworen und darf daher den Namen nicht wiederholen.""

Die schwarze Redoute.

Vor vielen Jahren war das Recht, maskirte Bälle zu geben, nur allein den kaiserlichen Redouten-Sälen eingeräumt, welche zugleich unter der Regie der beiden Hoftheater standen.

Später hat man auch einzelnen Regimentern die Erlaubniß ertheilt, zur Karnevalszeit Maskenbälle zu geben, weil man dadurch denselben Gelegenheit gab, sich eine Einnahme zu verschaffen, welche unter die Soldaten vertheilt wurde. Diese Maskenbälle gab jedes Regiment in seiner Kaserne und man nannte sie: schwarze Redouten.

Das größte, gewöhnlich ebenerdige Lokal war dazu so viel möglich ausgeschmückt, obschon man auch dieser Ausschmückung das Unvermögen der Unternehmer ansah. Die Beleuchtung war mit Unschlittkerzen hergestellt, der Fußboden war ästig und holperig, mit Kränzen und Blumen von farbigem Papier waren die Wandleuchter und die erhabene, aus Bretern zusammengeschlagene Tribune der Musiker, und mit Tannenreisig die Wände verziert, Soldatenfrauen trugen Backwerk, Orangen, Obst, und andere Erfrischungen herum, und wollte man sich etwa in einem andern Gemache allein, oder auch in Gesellschaft abkühlen, so sperrten die Feldwebel und Korporale recht gastfreundlich ein Zimmer auf.

Da der Eintrittspreis sehr billig war, so konnten auch Leute niederen Standes diese Unterhaltung mitmachen. Wer nicht eine solche schwarze Redoute gesehen hat, der kann sich keinen Begriff davon machen. Es war ein Gemenge von

Leuten aller Gattung, von den verschiedensten Masken, wobei sich besonders leichtfertige Frauenzimmer bemühten, die Reize ihres Körpers so viel als möglich zur Schau zu stellen. Von Männern waren nur ganz gemeine Kerle maskirt, distinguirtere Personen männlichen Geschlechtes waren ohne Maske.

Nur wenige besuchten diese schwarzen Redouten, um zu tanzen, die Meisten, um den Spaß mitanzusehen, Viele auch, um ein Liebes-Abenteuer zu bestehen; denn es gab der Beispiele nicht wenig, daß auch kokette Frauen aus der besseren (aber nicht aus der sittlicheren Gesellschaft) sich in eine Maske steckten und auf diesen Bällen Bekanntschaften anknüpften.

Das Getöse, die lärmende Musik, das Kreischen der Masken, dazu der Lichterdampf, der Staub, der Schweißgeruch, Alles wirkte zusammen, um diese Unterhaltungen zu wahren Orgien zu gestalten. Wer einmal dahin ging, mußte sich auf Alles gefaßt machen. Er durfte Rippenstöße nicht scheuen, er durfte sich nicht beklagen, wenn seine Kleider Flecken oder Risse bekamen, es durfte ihm keine Unanständigkeit Aergerniß erregen, er war nun einmal in eine Kloake gefallen, und mußte sich mit den Uebrigen im Schlamme herumwälzen.

Darum wurden auch diese schwarzen Redouten nach ein paar Jahren wieder verboten.

Ein an mich empfohlener Fremder befand sich im Karneval 18** in Wien. Als wir an einem Sonntag in einem Gasthause Abends beisammen saßen, sagte er: „Hört einmal, Freunde, ich möchte mich heute noch unterhalten, möchte gerne Tanz und Mädchen sehen, rathet Einer, wohin soll ich denn gehen, wo geht's denn recht bunt durcheinander?"

Wir riethen ihm, nach dem sogenannten Jesuitenhof (eine

Kaserne am Getraidemarkt) zu fahren und die schwarze Redoute zu besehen.

Er ging. Ich sah ihn lange Zeit nicht wieder.

Nach sechs Monaten besuchte er mich des Morgens. Ich erschrack, als ich ihn ganz blaß und entstellt eintreten sah. „Was fehlt Ihnen, was ist Ihnen begegnet?“ rief ich ihm entgegen.

„Ach! Lassen Sie mich zu Athem kommen, dann will ich Ihnen Alles sagen: Ich weiß beim Himmel nicht, war es ein Traum oder bin ich ein Narr.“

Er warf sich auf einen Stuhl und ließ seinen Kopf in seine Hände sinken. —

Ich blickte ihn staunend an, seine Kleider waren vom Regen durchnäßt, seine Stiefel voll Koth. Ich wußte nicht, was ich denken sollte.

Er bemerkte mein Staunen. „Ich komme vom Kirchhof,“ sagte er.

„Jetzt, um zehn Uhr Morgens?“

„Ich war um sieben Uhr schon dort. Verdammter Maskenball!“

Ich konnte nicht begreifen, was eine schwarze Redoute und der Kirchhof miteinander gemein haben können. Ich ging zum Kamin und zündete mir eine Zigarre an, ich reichte auch ihm eine, aber er wies sie zurück. „Freund!“ sagte er er, „hören Sie mich an, ich bitte Sie.“

„Recht gern, aber Sie sind schon eine halbe Stunde da, und haben mir noch nichts gesagt.“

„Oh! das ist ein entsetzliches Abenteuer. Sie erinnern sich daß ich auf Ihren Rath mich auf jenen Maskenball begab, den man die schwarze Redoute nennt? Ach! was hab' ich da gesehen, was hab' ich erlebt.“

— Als ich mit meinem Fiaker dort ankam, hielt hinter dem meinigen ein zweiter Fiaker, und eine Frau stieg aus demselben, oder stürzte vielmehr heraus. Sie trat mir nach in die Vorhalle und wandte den Kopf scheu rechts und links, wie eine Verirrte, sie war mit einem schwarzen Domino bekleidet und hatte das Gesicht mit einer schwarzen Sammtmaske verhüllt. Sie wollte eintreten.

„Ihr Eintrittsbillet?" fragte der Billeteur.

„Mein Billet?" antwortete sie, „ich habe keines."

„So lösen Sie dort bei der Kasse eines."

Die Frau suchte ungeduldig in ihren Säcken. „Ach!" rief sie, „ich habe in der Eile vergessen, Geld zu mir zu stecken." Dann zog sie eine Nadel mit einem Camée aus ihrem Busen, trat zur Kasse und sagte: „Geben Sie mir ein Eintrittskarte für diese Nadel."

Wir machen keine solchen Geschäfte," erwiederte der Kassier und schob die Nadel zurück, welche auf die Erde fiel. Ich hob sie auf und reichte sie der Dame.

Ich sah durch die Maske, wie ihre Augen sich auf die meinigen hefteten, sie blickte mich eine Minute lang zögernd an, dann plötzlich ihren Arm in den meinigen legend, sprach sie: „Herr! ich flehe Sie an, führen Sie mich in den Saal, ich muß hinein, Nehmen Sie diese Nadel —"

Ich wies sie zurück, ging zur Kasse, löste zwei Billete und trat mit ihr ein. Ich fühlte an ihren beiden Armen, welche sie nun wie einen Ring um den meinigen schlang, daß sie zitterte.

„Ist Ihnen nicht wohl?" fragte ich sie.

„Nein, nein, es ist nichts," antwortete sie krampfhaft.

Ich kann Ihnen nicht beschreiben, in welches Gewühl von Gemeinheit wir uns versetzt sahen. Alles bewegte sich im Kreise.

Dieses Schauspiel hatte etwas Dämonisches. Die Musik ertönte nur durch Geschrei, Gelächter und Geheul in meine Ohren; man tanzte nicht, weil kein Platz dazu war, man mußte durch die zusammengekeilte Menge sich drängen; man konnte glauben, unter lauter Betrunkenen zu sein, welche wie im Delirium schrien.

Dreimal waren wir den Tanzsaal auf- und abgegangen, nur mit Mühe uns den Weg bahnend. Meine Begleiterin zuckte bei jedem obscönen Worte, welches ihr Masken im Vorübergehen zuriefen, zusammen, und ich, auch ich erröthete darüber, eine Frau am Arme zu führen, welche es wagte, solche Worte anzuhören. Endlich sank sie am Ende des Saales auf einen Stuhl, und ich stellte mich hinter denselben.

„Ach," sprach sie, „Alles was Sie hier sehen, scheint Ihnen zu mißfallen, allein gewiß nicht so sehr als mir. Ich schwöre Ihnen, ich hatte keine Idee von einem solchen Schauspiel; denn nicht einmal in meinen Träumen habe ich je so Etwas gesehen; aber man hat mir geschrieben, daß ich ihn, — ihn mit einer Frau hier finden würde. Himmel! was muß das für eine Frau sein, welche an einem solchen Orte sein kann?" —

Ich machte eine Geberde des Staunens, sie verstand mich und fuhr fort: „Ich bin auch da, wollen Sie sagen, nicht wahr? O! ich — das ist etwas Anderes, ich suche ihn; ich bin seine Gattin. Alle diese Leute führt die Liederlichkeit hier zusammen, aber mich, mich — die Eifersucht. Ich würde ihn überall suchen, des Nachts auf dem Kirchhofe, bei einer Exekution, in der Hölle, wenn es sein müßte, und dennoch, ich schwöre ihnen, bin ich als junges Mädchen nie ohne meine Mutter auf die Straße gekommen, und als Frau habe ich nie einen Fuß aus dem Hause gesetzt, ohne einen Bedienten hinter mir zu haben. Und dennoch

bin ich hier, wie Alle, welche diesen schlüpferigen Weg schon kennen, ich gebe meinen Arm einem Manne, den ich nicht kenne, und erröthe unter der Maske über die Meinung, welche er von mir haben muß. Das Alles weiß ich, aber ich frage Sie, waren Sie je eifersüchtig, mein Herr?"

„Fürchterlich!" antwortete ich.

„Dann werden Sie mich entschuldigen, denn Sie kennen jene Stimme, welche uns zuruft: „Geh'!" — Sie haben die unwiderstehliche Macht gefühlt, welche uns, gleich dem Schicksale, zu Schmach und Verderben treibt, Sie wissen, daß man in einem solchen Augenblicke zu Allem fähig ist, wenn man sich nur rächen kann."

Ich wollte ihr antworten, als sie plötzlich aufstand, und die Blicke starr auf zwei Dominos heftete, welche an uns vorübergingen.

„Schweigen Sie!" sagte sie und zog mich den beiden Masken nach.

So war ich mitten in eine Intrigue geworfen, welche meine Neugierde rege machte, auch nahm ich Antheil an der großen Gemüthsbewegung der armen Frau. Ich gehorchte wie ein Kind, und wir folgten den beiden Dominos, deren Einer ein Mann, der Andere eine Frau war. Sie sprachen sehr angelegentlich, aber auch sehr leise miteinander. „Er ist's!" lispelte sie mir in's Ohr, „ja, das ist seine Gestalt!" Der größere Domino lachte. — „Das ist sein Lachen, kein Zweifel, er ist's, der Brief sprach wahr, o mein Gott, mein Gott!"

Die Masken gingen aus dem Saale, und wir folgten ihnen, wie ihr Schatten. Endlich sahen wir, daß der Mann mit einem Korporalen leise sprach, und diesem Geld in die Hand steckte,

worauf er im Gange eine Thüre aufschloß, sie traten hinein und wir hörten, wie sie diese hinter sich wieder von Innen abschlossen!

Das arme Geschöpf, welches mir am Arme hing, erschreckte mich durch seine Aufregung. An mich gedrückt, um nicht umzusinken, fühlte ich ihr Herz klopfen, alle ihre Glieder beben. Es war etwas Sonderbares in der Art, wie diese Leiden mit mir in Verbindung kamen; ich kannte das Opfer nicht, die Ursachen waren mir nicht bewußt, aber dennoch hätte ich diese arme Frau um Alles in der Welt in diesem Augenblicke nicht verlassen.

Als sie gesehen hatte, wie die beiden Masken in das Zimmer gegangen waren, blieb sie einen Augenblick, wie vom Blitze berührt, unbeweglich stehen, dann stürzte sie zur Thüre, um zu horchen.

Da der Korporal, welcher das Zimmer aufgeschlossen hatte, nicht weit von uns entfernt stand, so trat ich zu ihm und fragte ihn, ob nebenan nicht ein zweites Zimmer sich befände, und ob er nicht mir und meiner Dame dieses einräumen wollte. Er war gleich bereitwillig, nur bat er uns, nicht sehr laut darin zu lärmen, da man jedes Wort in dem Nebenzimmer hören könne, von welchem es nur durch eine dünne Breterwand geschieden sei.

Als meine Dame dies hörte, drückte sie mir die Hand, der Korporal schloß auf und wir traten hinein. Sogleich kniete sie an der Breterwand nieder, und legte ihr Ohr an dieselbe. Ich blieb auf der andern Seite stehen, sie betrachtend.

Alles, was ich an dieser Frau sehen konnte, ließ mich auf große Schönheit schließen. Der untere Theil ihres Gesichtes, welchen die Maske nicht bedeckte, war weiß, fein und herrlich gerundet, ihre Lippen, wie zwei schmale Purpurstreifen, die

Zähne, deren Weiße durch die bis zu denselben herabhängende schwarze Larve noch mehr gehoben wurde, waren klein, zierlich gereiht und glänzend, ihre Händchen sammtartig anzufühlen, ihre Taille zum Umspannen, ihre blauschwarzen Haare drängten sich üppig aus der Domino-Kapuze, und das kleine schmale Füßchen, welches zierlich unter dem Kleide hervortrat, schien nur mit Mühe ihren Körper zu stützen, so leicht, graziös, ja luftig er auch war. O, Freund! zu diesen sichtbaren Eigenschaften malte mir meine Phantasie noch ihre unsichtbaren, und eine nie gefühlte Flamme entzündete sich in meinem Herzen. O! das müßte ein himmlisches Geschöpf sein! Ach! wer sie in seinen Armen halten, an seine Brust drücken könnte!

Dieß waren meine Gedanken, als die Frau plötzlich mit einem Schrei von der Breterwand zurück zu mir hinstürzte und mit bebender Stimme zu mir sagte: „Mein Herr! Ich bin schön, ich schwöre es Ihnen, ich bin jung, erst neunzehn Jahre alt, ich war bisher rein, rein wie ein Engel Gottes — wohlan!" — und sie schlug ihre Arme um meinen Hals — „wohlan! ich bin die Ihrige!" In diesem Augenblicke fühlte ich ihre Lippen sich auf die meinigen drücken — nein, es war mehr ein Biß als ein Kuß, welcher mir gleich Flammen durch meinen ganzen Körper zuckte.

Zehn Minuten nachher hielt ich sie ohnmächtig und schluchzend in meinen Armen. Sie kam nach und nach zu sich, ich sah durch die Maske ihre Augen stier auf mich geheftet, ich hörte ihre Zähne wie im Fieber aneinander schlagen, ich sehe dieses Alles noch immer.

Sie stürzte zu meinen Füßen und sprach schluchzend: „Wenn Sie Mitleiden mit mir haben, so wenden Sie Ihre Blicke

von mir, suchen Sie nie mich kennen zu lernen, verlassen Sie mich jetzt und vergessen Sie Alles, ich werde mich für uns Beide erinnern."

Mit diesen Worten eilte sie schnell aus dem Zimmer und durch den Gang, indem sie mir noch zurief: „Folgen Sie mir nicht, im Namen des Himmels, folgen Sie mir nicht!"

Als ich zum Ausgange kam, war sie verschwunden.

Ich habe sie nicht mehr gesehen. Seit den Sechs Monaten, welche seitdem verflossen sind, habe ich sie überall gesucht, auf Bällen, in Schauspielen, auf Promenaden. Ich fand sie nicht. Obwohl ich sie nicht gekannt haben würde, sie würde sich selbst verrathen haben. Ich sah sie nicht mehr, außer in meinen Träumen. Eine unsinnige Liebe brennt in mir für ein Weib, das ich nicht kenne, ich bin eifersüchtig, ohne das Recht dazu zu haben und ohne zu wissen, auf wen, ich wage Niemandem meine Narrheit zu gestehen, und dennoch verzehrt Sie mich.

Und jetzt, da ich gegen Sie, gegen Sie allein mein Herz erleichtert habe, lesen Sie diesen Brief.

Ich las:

„Vielleicht haben Sie eine arme Frau schon vergessen, welche nichts vergessen hat und welche stirbt, weil sie nicht vergessen kann. Wenn Sie diesen Brief erhalten, werde ich nicht mehr sein. Gehen Sie auf den Währinger Kirchhof, und sagen Sie dem Todtengräber, er möchte Ihnen unter den letzten Gräbern dasjenige zeigen, auf welchem ein Stein mit der einfachen Aufschrift: „Marie" liegt und wenn Sie dort sind, knien Sie nieder und beten Sie für mich."

Ich war auf dem Kirchhofe, habe gebetet, und kann auch wie sie nicht mehr vergessen.

Dramatisches.

Dramatisches.

Die Verschwornen.

Oper in Einem Aufzuge.

Personen:

Graf Heribert von Lüdenstein, Bannerherr.

Astolf von Reisenberg,
Garol von Rummen,
Friedrich von Trausdorf, } Ritter und seine Lehensmänner.

Mehrere Ritter, Heriberts Lehensmänner.

Ludmilla, Heriberts
Helene, Astolfs
Luitgarde, Garolds
Kamilla, Friedrichs } Hausfrau.

Die Hausfrauen der übrigen Ritter.

Isella, Ludmillens Zofe.

Udolin, Heriberts Page.

Die Handlung geht in den Zeiten der Kreuzzüge vor.

(Die Bühne stellt einen gothischen, aber reich verzierten, mit Armaturen und Ritterbildern behangenen Vorsaal in Heriberts Burg vor. Im Hintergrunde ein großes Thor, welches in den Burghof führt. Thüren zu beiden Seiten führen in die Gemächer. In der Mitte der Bühne ein großer ovaler Tisch mit einem Tuche überdeckt, rund herum Stühle mit hohen vergoldeten Lehnen, deren einer für den Vorsitz erhabener gestellt ist.)

Erste Scene.

Isella und Udolin.

Isella.

(kommt aus der Seitenthüre, um noch Etwas auf dem Tische zu bereiten, Udolin tritt durch das Thor im Hintergrunde ein, er späht geheimnißvoll umher, tritt endlich vor und bekommt gerade in der Mitte der Bühne Isella zu Gesichte).

Eingangsduett.

Udolin.

Sie ist's!

Isella.

Er ist's!

Beide.

O welch' Entzücken!

Isella.

Du wieder hier, mein Udolin?

Udolin.

Die Zeit der Trennung liegt im Rücken,
Die Zeit des Wiederseh'ns erschien.

Isella.

Es ist nun schon ein langes Jahr,
Da zog des Herrn gebietend Wort
Dich von dem treuen Liebchen fort,
In Schwertersaus, Krieg und Gefahr.

Udolin.

Nun aber zieht mein gutes Glück,
Und meine Liebe und mein Herz
Nach überstandnem Trennungsschmerz,
Zum Liebchen wieder mich zurück.

Isella.

Hast du meiner oft gedacht?

Udolin.

Das versteht sich.

Isella.

Mir dein Herz zurückgebracht?

Udolin.

Das versteht sich.

Isella.

Nie gewankt in deiner Treue
Nach der Männer bösem Brauch?

Udolin.

Nie gewankt? — ist viel gefordert; —
Aber ja — versteht sich auch.
Nun? — Und du? — warst auch stets gut?

Isella.

Das versteht sich.

Udolin.

Widerstandst du keckem Muth?

Isella.

Das versteht sich.

Udolin.

Ward die Reinheit deiner Liebe
Nie getrübt durch einen Hauch?

Isella.

Nie getrübt? — ist viel gefordert! —
Aber ja — versteht sich auch.

Beide

(sich umschlungen haltend).

Wir finden uns wieder
Wie wir uns verlassen,
Jetzt wollen wir liebend
Uns fester umfassen,
Nichts trennet uns mehr,
Denn Scheiden fällt schwer.

Udolin.

O! wie glücklich bin ich jetzt.

Isella.

Ist es dir recht schlimm ergangen, lieber Udolin?

Udolin.

Ja, so mitunter, manchmal haben wir ein bischen heiß gehabt, und manchmal ein wenig gehungert und gedürstet; aber die Sarazenen haben's entgelten müssen.

Isella (lächelnd).

Du wirst ihnen nicht viel Leides gethan haben, kleiner Prahler.

Udolin.

Viel hab' ich ihnen gethan. Mehr als hundert Todte verkünden laut meinen Ruhm.

Isella.

Aber was führt dich zurück? Bist du vielleicht aus Furcht vor den Todten davon gelaufen? oder kommst du als des Grafen Bote?

Udolin.

Der Graf braucht keinen Boten mehr, er kommt selbst zurück, und mit ihm alle Vasallen.

Isella.

Ist's wahr? — Das muß ich ja gleich den Frauen verkünden, (will schnell ab).

Udolin.

Halt! — die Ritter wollen ihre Hausfrauen überraschen.

Isella.

Ja so? — Nun, und werden sie lange auf ihren Burgen bleiben?

Udolin.

Einige Tage.

Isella.

Das ist häßlich, da kommen sie ja nur, um wieder Abschied zu nehmen. — Aber wie geschah's, daß du ihnen voraus eiltest?

Udolin.

Das dank' ich meinem treuen Leibrosse, dem Papillon.

Das Pferd ist würdig einen Pagen zu tragen. — Wie er auf die wohlbekannte Heerstraße kam, da spitzte er die Ohren und wieherte vor Freude, und als ich in der Sehnsucht meines Herzens deinen Namen ausrief, da konnt' ihn nichts mehr halten, er bäumte sich, nahm Reißaus mit mir und trug mich im gestreckten Galoppe hieher.

Isella.

Das liebe Thier! — Also alle Ritter kommen mit dem Grafen zurück?

Udolin.

Alle.

Isella.

Desto besser, sie treffen ihre Hausfrauen heute hier auf der Burg.

Udolin.

Hier?

Isella.

Ja, ja, — blicke nur ein bischen um dich.

Udolin.

Wozu diese Zubereitungen? da sieht's ja aus, als ob man in die Hände der heiligen Vehme gerathen wäre.

Isella.

Es wird auch ein Gericht in diesem Saale gehalten. Die Gräfin hat die Burgfrauen des ganzen Gaues hieher entbieten lassen, sie will mit ihnen eine sehr wichtige Angelegenheit in Berathung zieh'n.

Udolin.

Ein Rath? — Worüber?

Isella.

Mir scheint, es geht über die Männer los.

Udolin.

Was wäre das?

Isella.

Man will einen Bund schließen.

Udolin.

Der Rathssitzung muß ich beiwohnen.

Isella.

Du scherzest.

Udolin.

Voller Ernst.

Isella.

Aber wie?

Udolin.

Du mußt mich verstecken.

Isella.

Aber wo?

Udolin.

Das muß sich finden.

Isella.

Du bist neugierig —

Udolin.

Wie ein Weib! Halt! — ein Weib? — da hab ich einen glücklichen Gedanken, — ein Frauengewand umgeworfen und ich ändere mein Geschlecht.

Isella.

Aber es handelt sich hier um ein Geheimniß, wirst du es auch verschweigen können?

Udolin.

Freilich, da muß ich wieder aufhören, ein Weib zu sein.

Isella.

Wenn du mir Verschwiegenheit gelobst, so will ich's wagen.

Udolin.

Bei den hundert Sarazenen, die ich erschlagen habe.

Isella.

So komm, ich will dich zum Weibe verwandeln.

Udolin.

Dann darfst du mich auch ohne allen Rückhalt küssen.

(Beide ab.)

Zweite Scene.

Helene (allein).

(Sie kommt trübsinnig mit gesenktem Kopfe, tritt während des Ritornells der folgenden Arie zum Fenster, öffnet es, starrt hinaus, schließt es wieder und singt.)

Romanze.

1.

Ich schleiche bang' und still herum,
Das Herz pocht mir so schwer,
Das Leben däucht mich öd' und stumm,
Und Flur und Burg so leer.
Und jede Freude spricht mir Hohn
Und jeder Ton ist Klageton,
Ist der Geliebte fern,
Trübt sich des Auges Stern.

2.

Ach! was die Liebe einmal band,
Soll nie sich trennen mehr,
Was suchst du in dem fremden Land
Und weit dort über'm Meer?
Wenn dort auch bunt're Blumen blüh'n,
Kein Herz wird heißer für dich glüh'n,
O bleib' nicht länger fern,
Du meines Lebens Stern!

Dritte Scene.

Gräfin Ludmilla und **Helene.**

Gräfin.

Schon wieder so traurig, liebe Nichte?

Helene.

Soll ich's nicht sein? Einen Tag nur war ich mit meinem lieben Astolf vereinigt, am folgenden schon mußte er mit dem Banner fortziehen gegen die Ungläubigen.

Gräfin.

Nun, und bin ich besser daran? Ist mein Gemahl nicht auch mitgezogen? Seufz' ich nicht auch nach dem Geliebten, wie eine halb welke Blume nach dem Thau?

Helene.

Verzeiht, edle Gräfin, aber ich und Ihr — da ist doch ein großer Unterschied.

Gräfin.

Gar keiner. — Aber nur Geduld! Sie sollen's bereuen, daß sie die Ehre höher halten als die Liebe, und uns verlassen haben um einige Sarazenenschädel abzumähen. Ich habe ein

Mittel gefunden, wodurch ich sie für die Zukunft hier festhalten will, wenn sie erst wieder da sind!

Helene (seufzend).

Ja, wenn sie erst wieder da sind.

Gräfin.

Ach! — ich habe schon Nachricht, daß sie ihre Rückkehr bereits angetreten haben. Darum hab' ich die Frauen des ganzen Gau's hieher berufen lassen. Sie sind schon angekommen. Ein Gericht soll gehalten werden, ein fürchterliches Gericht! — Ich hoffe mein Plan wird durchgehen.

Helene.

Ich wenigstens will ihn aus allen Kräften unterstützen, wenn er nur zum Ziele führt.

Gräfin.

Still, die Frauen versammeln sich schon zum Rathe.

Vierte Scene.

Die Vorigen, Luitgarde, Kamilla, (viele alte und junge Frauen kommen unter folgendem Chor durch das mittlere Thor). **Isella** und **Udolin** (letzterer als Frau verkleidet, befinden sich unter ihnen).

Chor.

Ihr habt auf eure Burg entboten
Die Frauen von dem ganzen Gau,
Wir sind gekommen und erwarten
Was ihr gebietet, hohe Frau!

Gräfin.

Seid mir willkommen, edle Frauen!
Ein wicht'ger Plan beschäftigt mich,
Darüber wollen Rath wir halten,
Man schweige, — höre, — setze sich!

Chor,

(während welchem sich die Frauen setzen, nämlich die Gräfin auf den erhabenen Stuhl, Helene an ihre Seite, Isella und Udolin an das rechte Ende des Tisches).

Wir hören was die Weisheit spricht,
Schweigt Alle, unterbrecht sie nicht.

Gräfin (nimmt eine Pergamentrolle vom Tische und öffnet sie).

Hier ist die Liste der Berufnen,
Sind Alle hier? — ich wünsche sehr
Daß Keine fehle. —

Chor.

Alle, Alle!

Udolin und **Isella** (bei Seite lachend).

Ha, ha! — 's ist noch um Eine mehr.

Gräfin.

Ich hoffe, daß sich kein Verräther
Hieher in uns're Mitte schlich.

Chor.

Nein, Keiner.

Udolin (betroffen und leise zu Isella).

Bin ich gut vermummet?

Isella (leise zu ihm).

Vortrefflich, niemand kennet dich.

Gräfin.

Entfernt von Jenen, die Ihr liebt,
Seid Ihr nicht auch, wie ich, betrübt?

Chor.

Wir weinen und klagen,
Wir zittern und zagen,

Und keine Freude mehr uns lacht;
Wenn's anfängt zu tagen,
Fängt's Herz an zu schlagen
Und schlägt auch fort die ganze Nacht.

Gräfin.

Das muß sich ändern!

Chor.

Muß sich ändern!

Gräfin.

Wir zwingen sie.

Chor.

Wir zwingen sie —

Gräfin.

Sie müssen bleiben —

Chor.

Müssen bleiben.

Gräfin.

Und nie mehr uns verlassen, — nie!

Chor.

Und nie mehr uns verlassen, — nie!

Gräfin und das **Chor.**

Eifrig wollen wir berathen
Unsern vorgesteckten Plan,
Von des Krieges blut'gen Thaten
Führen sie auf süß're Bahn.

Udolin (bei Seite).

Rüstet Euch zum Kampf, ihr Gatten,
Gegen Eurer Frauen Plan,
Als ein Weib muß ich verrathen,
Was ich nicht verschweigen kann.

Gräfin (mit salbungsreichem Tone).

Dieß ist der Gegenstand, edle Frauen, den wir in Berathung ziehen müssen. Während die Hartherzigen im fremden Lande ihr, uns theures Leben wagen, sollen wir hier in Sehnsucht und Liebe verschmachten.

Kamilla (eine sehr alte Frau, spricht sehr trübselig).

Ja wohl in Sehnsucht und Liebe verschmachten.

Gräfin.

Wir müssen sie also dazu zu bringen suchen, daß sie auf ferneren Kampf Verzicht leisten, und künftig nur uns und der Liebe leben.

Alle Frauen.

Zugestanden, zugestanden!

Helene.

Ganz recht, aber wie wollen wir sie dazu bringen?

Gräfin.

Das ist nun die Hauptfrage, welche erörtert werden soll.

Alle Frauen.

Sprecht, edle Frau!

Gräfin.

Wodurch zieht man einen Mann mehr an sich, als durch Widerstand?

Udolin (bei Seite).

Das ist eine Frau von Erfahrung.

Gräfin.

Ich denke also, meine Freundinnen, wir müssen bei der Zurückkunft unserer Eheherrn uns fest verhalten, ihrer Zärtlichkeit Strenge und Kaltblütigkeit entgegensetzen, und ihrer Liebe Alles versagen, was diese fordern wird. — Was meint ihr davon?

(Anhaltendes allgemeines Schweigen.)

Eine Frau.

Ich meine —

Eine Andere.

Ich denke —

Udolin (bei Seite).

Ja, so etwas verdient Ueberlegung.

Helene.

Nein, edle Frau, das heißt das Unmögliche verlangen. Ich kann meinen Astolf nicht strenge behandeln, ich muß ihm um den Hals fallen, wenn er kommt.

Luitgarde (welche auf der rechten Seite der Gräfin sitzt).

Ja, das würd' ich auch nicht über's Herz bringen.

Kamilla.

Auch ich kann nichts versprechen.

Udolin.

Die rechte Seite macht Einwendungen.

Gräfin.

Versteht mich recht, edle Frauen, ich meine ja nicht, daß wir die Strenge auf's Aeußerste treiben sollen, nur so lange, bis sie einen Friedensschluß unterzeichnet und versprochen haben, uns nicht mehr zu verlassen.

Udolin (bei Seite zu Isella).

Das Centrum setzt sich recht an.

Luitgarde.

Ach, wenn's so ist, so willige ich ein.

Alle Uebrigen.

Wir auch! Zugestanden! Zugestanden!

Isella.

Siehst du, daß der Vorschlag durchgeht.

Udolin.

Ja, aber mit Abänderungen.

(Ein Trompetenstoß von Außen).

Eine Frau (tritt ein).

Edle Frauen! Der Wächter hat so eben vom Thurme aus bemerkt, daß ein ganzer Zug von Rittern den Weg gegen die Burg einschlägt. Ihre Lanzen blitzen schon dießseits des Waldes.

Gräfin.

Wenn es unsere Herren wären?

Die Frau.

Der Thurmwächter will an dem Banner die Farbe des Grafen erkannt haben.

Gräfin.

Sie sind's.

Alle Frauen (stehen schnell auf und wollen ab).

Entgegen ihnen! — entgegen!

Gräfin (laut schreiend).

Halt! (Alle bleiben in der größten Verwirrung stehen). Keine rührt sich von der Stelle, wenn anders unser Plan ausgeführt werden soll. Alle geh'n mit mir. Sie dürfen uns're Freude über ihre Wiederkehr nicht gewahr werden. Erst wenn sie eine halbe Stunde in der Burg sind, zeigen wir uns.

Helene.

Aber —

Luitgarde.

Bedenkt, erhabene Frau!

Gräfin.

Keine Einrede, keine Zweifel! — Wollt Ihr, oder wollt Ihr nicht? Euer eigenes Glück hängt davon ab, daß Ihr mir gehorcht.

Alle Frauen (trübselig).

In's Himmelsnamen!

Gräfin (ihre Hand emporhebend).

So schwöret Alle!

Chor der Frauen (indem sie alle ihre Hände emporheben).

Ja, wir schwören!

Gräfin.

Der Liebe Stimme nicht zu hören.

Chor.

Der Liebe Stimme nicht zu hören.

Gräfin.

Kalt Eure Männer zu behandeln.

Chor.

Kalt uns're Männer zu behandeln.

Gräfin.

Die Lieb' in Gleichmuth zu verwandeln.

Chor.

Die Lieb' in Gleichmuth zu verwandeln.

Gräfin.

Den Fleh'nden keinen Kuß zu schenken.

Chor der Frauen (indem sie die Hände sinken lassen).

Das ist zu viel, Ihr wollt bedenken.

Gräfin (mit stärkerer Stimme).

Den Fleh'nden keinen Kuß zu schenken.

Chor der Frauen (indem sie die Hände wieder langsam zum Schwur emporheben).

Den Fleh'nden keinen Kuß zu schenken.

Gräfin.

Bis wir nach unserm Plan sie lenken.

Chor.

Bis wir nach unserm Plan sie lenken.

Gräfin.

Dieß schwören wir und wollen's halten,
Wenn auch, von ihrem Fleh'n bewegt,
Das Herz mit Macht dagegen schlägt!

Chor.

Dieß schwören wir und wollen's halten,
Wenn auch, von ihrem Fleh'n bewegt,
Das Herz mit Macht dagegen schlägt!

(Bis hieher haben Trompeten, Posaunen und Hörner den Schwur begleitet, um ihn so karrikirt als möglich zu machen, nun fällt eine sehr sanfte Melodie ein).

Gräfin.

Nur Muth! dann harret süßer Lohn,
Wir schleichen jetzt uns still davon.

Chor.

Nur Muth! dann harret süßer Lohn,
Wir schleichen jetzt uns still davon.

Alle ab, bis auf

Fünfte Scene.

Isella und Udolin.

Udolin.

Hu! Das war ein gräßlicher Schwur, die Haare steh'n mir noch zu Berge, (in lautes Lachen ausplatzend). Ha! ha! ha! ha!

Isella.

Ich hab's gar nicht recht verstanden, was ich da Alles schwören mußte.

Udolin.

Desto besser, so brauchst du auch nichts zu halten. Aber jetzt hilf mir, daß ich aus dem Weiberrock komme, damit ich bei der Zurückkunft meines Herrn wieder als sein treuer Diener dastehe. (Er fängt an sich zu entkleiden).

Isella (ihm helfend).

Ich bin wahrlich nicht böse darüber, daß du wieder ein Mann wirst.

Udolin.

Glaube dir's gerne (indem er sie in die Wange kneipt), du liebe kleine Maus!

Isella.

Laß mich in Ruhe, du kennst meinen Schwur.

Udolin.

Ja, ich kenn' ihn freilich, du hast ja aber eben selbst gesagt, daß du ihn nicht wissest. Und zudem, dir darf der Schwur in keinem Fall Kummer verursachen. Der Schwur lautete: „Strenge und Kälte gegen die Ehemänner!" Ich bin ja dein Mann nicht, — also?

Isella.

Ja — da hast du Recht.

Udolin.

Also darf ich dein sanftes weißes Händchen fassen.

(Er thut es.)

Isella.

Allerdings, weil du nicht mein Mann bist.

Udolin.

Ich darf dich beim Kinn nehmen. (Er thut es.)

Isella.

Das darfst du auch, weil du nicht mein Mann bist.

Udolin.

Darf dir auch ein Küßchen aufdrücken. (Thut es sehr schnell.)

Isella.

Pfui, Udolin! das ist zu keck.

Udolin.

Für einen Ehemann allerdings, aber für einen Liebhaber nicht.

(Man hört Trompetenton und Glockengeläute.)

Udolin.

Horch! — die Ritter ziehen ein. — Ich empfange sie.

Isella.

Und ich begebe mich zu den Frauen. (Sie geht ab.)

Sechste Scene.

Udolin. — Graf Heribert, Astolf von **Reisenberg, Garold** von **Nummen, Friedrich** von **Trausdorf** und viele Ritter, geharnischt, mit Schild und Speer ziehen ein. Der Graf das Banner in der Hand an ihrer Spitze.

Marsch und **Chor.**

Vorüber ist die Zeit
Voll Unruh, Kampf und Streit,
Erfüllt die ritterliche Pflicht,
Wir siegten für des Glaubens Licht,
Nun ruh', mein gutes Schwert!
Es weicht das krieg'rische Gewühl
Dem sanftern süßern Minnespiel;
Das eiserne Gewand,
Wir hängen's an die Wand,
Es ist der wack're Rittersmann,

Wenn er sein Tagewerk gethan,
Wohl auch der Ruhe werth.

Graf Heribert.

Edle Ritter und Lehensmänner! Dank sei Gott und Eurem Muthe, wir haben den Heereszug ehrenvoll bestanden. Wir kehren, mit Ruhm bedeckt, in uns're Heimath zurück. Ich entlasse Euch hiermit des Eides, den Ihr mir auf mein Banner geschworen habt. Zieht hin auf Eure Burgen und empfangt von Euren holden Hausfrauen den Minnelohn für Eure Thaten.

Die Ritter.

Preis und Dank unserm Anführer! — Heil dem Grafen Heribert von Lüdenstein.

Udolin (tritt vor).

Gnädigster Herr! da dürfen die Ritter nicht weit zieh'n.

Graf.

Wie Bursche, du schon hier? ich dachte, du hinkest uns mit deinem Braunen langsam nach.

Udolin.

Herr! dießmal ist der Braune den Schwarzen und Weißen vorgeeilt, und das zwar zu Eurem Besten.

Graf.

Zu unserm Besten? Ha! ha! ha! Bei allen Türkenschädeln, das ist lustig.

Udolin.

Gnädigster Herr! Die Frauen aller dieser Ritter sind hier auf Eurer Burg versammelt.

Graf.

Hier?

Die Ritter.

Unsere Hausfrauen?

Graf.

Alle?

Udolin.

Ja Alle, ich habe sie selbst gesehen.

Astolf.

Desto besser! — So erzähle uns von ihnen, lieber Udolin. — Denken sie unser noch — lieben sie uns noch?

Graf.

Astolf, ich beschwöre Euch bei dem Ring der Königin Bertha, setzt keinen Zweifel in die Liebe unserer verehrten Hausfrauen.

Garold.

Ja, aber wir möchten doch wissen —

Graf.

Schämt Euch Eurer Neugierde. Seht mich an, hab' ich schon ein Wort von meiner Hausfrau gesprochen?

Astolf.

Ja — Ihr Herr Ohm! Ihr seid ihrer Treue gewiß.

Graf.

Wer sagt das? — Warum bin ich gewiß? — Mein Eheweib ist auch ein Weib — aber ich vertraue auf sie, sie war bei meinem Scheiden traurig, sie wird bei meiner Wiederkehr lustig sein, und wenn sie mir's selbst sagte, daß sie mir nicht treu war, — bei der Unschuld der Pfalzgräfin am Rhein! — ich würd's ihr dennoch nicht glauben. — Auf, Ritter! vertauscht den schweren Eisenharnisch mit dem leichten Wams, nehmt statt der Lanze die Laute in den Arm und eilt zu Euren Hausfrauen.

Udolin.

Wams und Laute werden Euch wenig nützen.

Graf.

Warum? — Jetzt rede, Bursche, oder bei Friedrich's gebissener Wange! ich —

Udolin.

Haltet nur an Euch, und vernehmt, aber leise, damit man uns nicht höre.

(Das ganze folgende Musikstück muß bis auf die Aufwallungen des Grafen und der Ritter, welche aber nur gleich Blitzen gäh aufflackern und wieder verlöschen müssen, sehr piano gehalten werden.)

Udolin (um den die Ritter einen engern Kreis gezogen haben).

Verrätherei hab' ich entdeckt.

Graf und die **Ritter** (auffahrend).

Verrätherei?! —

Udolin.

Man hat ein Pländchen ausgeheckt.

Graf und **Ritter.**

Sprich, was es sei?

Udolin.

Man hat Euch hier den Krieg erklärt.

Graf und **Ritter** (heftig).

Wie? Uns den Krieg?

Udolin.

Doch siegt ihr hier nicht mit dem Schwert.

Graf und **Ritter.**

Wie wird der Sieg?

Udolin.

Durch List allein könnt ihr Euch rächen.

Graf und **Ritter** (heftig).

Unwürd'ge Rach'!

Udolin.

Man will benützen Eure Schwächen.

Graf und Ritter.

Wir sind nicht schwach.

Udolin.

Und wißt Ihr, wer Euch Fehde schwört?

Graf und Ritter.

Wir wissen's nicht.

Udolin.

Die Frau'n sind gegen Euch empört.

Graf und Ritter.

Wie? sie vergessen ihre Pflicht?

Udolin.

Die Jungen und die Alten,
Sie haben Rath gehalten;
Sie wollen, Eure Lieb' zu steigern,
Euch jeden Liebesdienst verweigern,
Geschworen haben sie zum Schluß:
Euch nicht zu geben einen Kuß,
Bis Ihr's beschwört und unterschreibt,
Daß künftig Ihr bei ihnen bleibt,
Und nicht mehr zieht von Hof und Haus
In's Sturmgesaus
Hinaus.

Graf und Chor.

Ha! sie sollen's büßen,
Und von ihrer List
Keine Frucht genießen,

Laßt uns, Brüder, nun
Auch ein Bündniß schließen,
Männerklugheit ist
Ueber Weiberlist.

Udolin (für sich).

Sollen sie es büßen,
Und von ihrer List
Keine Frucht genießen,
Müßt ihr Herren nun
Auch ein Bündniß schließen;
Männerklugheit ist
Ueber Weiberlist.

Graf.

Bei den Ruinen von Antiochien! das ist stark! — Eine Verschwörung! Gegen uns? — und meine Hausfrau die Rädelsführerin!

Astolf.

Es ist noch gut, daß sie ihre Strenge nur bis zum Friedensschlusse treiben wollen; — wir unterschreiben und damit Holla!

Graf.

Und damit nicht Holla. Freunde! Lehensmänner! wollt Ihr Euch so am Narrenseile gängeln lassen? — Nein, das wäre zu toll. — Wir haben die Ungläubigen besiegt, wir werden doch auch mit den Frauen fertig werden.

Garold.

Das sind die fürchterlichsten Ungläubigen, lieber zwanzig Muselmänner, als eine Frau.

Graf.

Wir müssen sie bestrafen.

Astolf.

Dadurch sind wir aber auch bestraft.

Graf.

Keineswegs. Ich habe mich in fremden Ländern so herumgetummelt, und der Rückzug hat mich auch so matt gemacht, daß ich froh bin, wenn ich für's Erste Ruhe habe! (lebhaft). Habt Ihr Vertrauen auf Eurem Anführer, so folgt meiner Anleitung. — Bei dem Barte des Großsultan! ich habe da einen vortrefflichen Gedanken. Wollt Ihr mir diesen ausführen helfen, so schwör' ich Euch bei den Thürmen von Askalon, ehe die Sonne untergeht, sollen sich Eure Hausfrauen demüthig Euch nähern und Alles eingehen, was Ihr wünscht.

Die Ritter.

Wir wollen. Sprecht, was sollen wir thun?

Graf.

Gleiches mit Gleichem vergelten. — Sind sie spröde, so sind wir noch spröder. Sie sollen nicht nöthig haben einen Kuß zu verweigern; denn wir bieten ihnen keinen an. Kein Wort von Zuneigung, keinen Blick voll Sehnsucht, keinen Händedruck der Liebe! kalt wie Stein, fest wie Eisen, stumm wie ein Fisch, und, bei Karl's kahlem Haupte! wir siegen und zeigen uns als Herrn der Schöpfung. — Stille, sie kommen. — Muth? — Alle zu mir her.

(Die Ritter reihen sich auf einer Seite um den Grafen).

Siebente Scene.

Die Vorigen. Die Gräfin, Helene, Luitgarde, Camilla, alle Frauen.

(Die Frauen treten ein und wenden sich an die Männer, welche ihnen den Rücken kehren).

Die Frauen.

Willkommen, schön willkommen!
Hier in dem Heimathland!

Die Ritter

(sich von den Frauen abwendend, Einer zu dem Andern).

Zusammen sich genommen,
Wir haben harten Stand.

Gräfin

(für sich den Grafen betrachtend).

Gut sieht er aus.

Luitgarde

(für sich, ihren Mann betrachtend).

Ich möcht' ihm sagen —

Helene

(für sich, ihren Mann betrachtend).

Er ist noch schöner, als er war.

Camilla

(für sich, ihren Mann betrachtend).

Der Krieg hat wohl ihm angeschlagen.

Eine Frau

(eben so, wie die Vorigen).

Er hat noch gar kein graues Haar.

Alle Frauen

(abgewendet, jede für sich).

Ich möchte so gerne
Ihn kosen und herzen,

Mit Sehnsucht und Schmerzen
Bleib' ich von ihm ferne;
Schweig, tobende Brust,
Ich muß dich bezwingen,
Nur so kann's gelingen
Den Sieg zu erringen.

(Die Frauen bleiben auf der entgegengesetzten Seite sich bemeisternd stehen, nun fängt sich an die Sehnsucht bei den Männern zu regen).

Der Graf

(für sich, seine Hausfrau betrachtend).

Bei Karl dem Dicken! sie ist hübsch rund.

Astolf (wie oben).

Wie strahlt ihr Aug' mir in das Herz.

Friedrich (eben so).

Noch immer küßlich ist ihr Mund.

Garold (eben so).

Das ist ein unbequemer Scherz.

Die Ritter (jeder für sich).

Ich möchte so gerne
Sie kosen und herzen,
Mit Sehnsucht und Schmerzen
Bleib' ich von ihr ferne;
Schweig, tobende Brust,
Ich muß dich bezwingen,
Nur so kann's gelingen
Den Sieg zu erringen.

Graf und Gräfin.

(Der Erstere leise zu den Rittern, die Zweite leise zu den Frauen).

Nur Kraft und Muth!
Werdet nicht weich,

Verläugnet Euch
Und Alles geht gut.
Fester noch knüpft sich das Band,
Liebe wächst durch Widerstand.

Die Ritter
(mit erzwungener Fröhlichkeit).

In den Prunksaal laßt uns zieh'n,
Wo die Becher winken,
Nur wo Perlen des Weines sprüh'n
Sieht man die Freude blinken;
Minnespiel
Ist erbärmliches Ziel,
Nur im Krieg, — beim Wein, — auf dem Pferd
Zeigt sich des Rittersmanns echter Werth.

Die Frauen
(ganz verblüfft darunter).

Ist's möglich — ich staune,
Sie sprechen kein Wort,
Und ohn' uns zu grüßen
Eilen sie fort.
Verweigern ist hier leichte Pflicht,
Sie wünschen nicht und fordern nicht.

(Die Ritter ziehen ab, ohne die Damen anzusehen, die Letztern blicken ihnen erstaunt nach.)

Achte Scene.

Die Gräfin, die Frauen.

Gräfin.

Fort sind sie!

Helene (stutzend).

Ach ja! sie sind fort!

Gräfin.

Was ist mit ihnen vorgegangen! — Diese Eiskälte! — kein Wort, kein Blick!

Camilla.

Sie betrugen sich gerade so, als ob wir gar nicht da gewesen wären.

Helene.

Und wir hatten doch so viele Mühe, unsre Zärtlichkeit zurückzuhalten.

Luitgarde.

Ja, weiß Gott, entsetzlich viel Mühe.

Camilla.

Das ist himmelschreiend!

Gräfin.

Geduld, Geduld! — Nur nicht verzagt. Sie werden nicht ewig stumm sein, sie müssen am Ende doch zu unsern Füßen liegen.

Helene.

Und wir heben sie dann geschwind auf, nicht wahr?

Gräfin.

Nein, — sie sollen erst ein bischen liegen bleiben.

Helene.

Ihr seid doch gar zu hartherzig.

Neunte Scene.

Die Vorigen, Jsella.

Jsella (läuft herbei).

Edle Frau! edle Frau!

Gräfin.

Was hast du? Du bist ja ganz außer Athem.

Jsella.

O! Was hab' ich gehört?

Gräfin.

Nun, was denn?

Jsella.

Ich weiß nicht, wie Ihr Eure Eheherrn aufgenommen, oder was Ihr ihnen gesagt habt, aber sie zogen mit brennrothen Gesichtern nach dem Prunksaal, und als sie dort angelangt waren, ergriff der Graf einen Humpen, hielt ihn hoch empor und rief: „Der Krieg soll leben! Der Ruhm allein soll uns leiten!“ Alle stießen, diesen Ruf wiederholend, die Humpen klirrend aneinander, und der Graf fuhr fort: „Nur kurze Zeit wollen wir hier ausruhen, dann ziehen wir wieder hin auf's Feld der Ehre, um uns neue Lorbeern zu sammeln. Bis dahin laßt uns keine Gemeinschaft mit unsern Ehefrauen pflegen, die Minne macht schwach, und wir wollen stark sein.

Alle Frauen.

Himmel!

Jsella (bei Seite).

Der Donnerschlag hat getroffen.

Gräfin.

Nun, und was haben die Andern geantwortet?

Isella.

Sie schrieen durcheinander, daß man die einzelnen Worte nicht verstehen konnte. Es klang aber fast wie Zustimmung

Gräfin.

Schöne Bescheerung!

Die Frauen (untereinander).

Wir haben gefehlt, wir. — Ihr, Frau Gräfin, seid die Ursache unseres Unglücks.

Helene.

Ihr habt mir meines Astolfs Herz geraubt.

Luitgarde.

Wir müssen uns anders benehmen.

Camilla.

Der Schwur gilt nichts.

Helene.

Ich suche meinen Astolf auf.

Luitgarde,

Ich fliege zu meinem Garold.

Alle Frauen.

Ja, ja, — fort, fort zu unsern Männern!

Gräfin,

Ha! — welche Uneinigkeit unter den Verschwornen. — Halt! keine Unvorsichtigkeit! — Seht mich an! — Was thu' ich? — Beklag' ich mich? — Nein! — Kriech' ich zu Kreuze? — Nicht um die ganze Welt! — Mein Gespons behandelt mich spröde, ich ihn eben so. Ja, lieber wollte ich mein ganzes Leben lang auf alle Freuden der Minne Verzicht leisten, als hingehen, mich demüthigen und zu Bitten und Schmeicheleien meine Zuflucht nehmen. — Zudem, ich glaube nicht an diese plötzliche Veränderung. — Darunter steckt ein Geheimniß, welches wir

zu erforschen suchen müssen. Isella! Dir soll es übertragen sein, die Ritter genau zu beobachten, und uns von Allem Nachricht zu geben, was du bemerkst.

Isella.

Ich übernehme das ehrenvolle Amt eines Spions.

Gräfin.

Um auf der Stelle Aufklärung und Gewißheit zu erlangen, will ich noch mehr thun. Isella! geh hin und sage dem Grafen, ich wünschte eine Unterredung mit ihm.

(Alle Frauen drängen sich um Isella.)

Helene.

Sag' es meinem Astolf auch, ich wünsche ebenfalls eine Unterredung mit ihm.

Alle Frauen.

Ich auch! ich auch!

Gräfin.

Wo denkt Ihr hin? Das hieße ihnen entgegenkommen.

Helene.

Nun, geht Ihr doch die Erste entgegen. —

Gräfin.

Ich, als Euere Anführerin, muß schon etwas wagen, ich opfere mich für das allgemeine Wohl. — Kommt, Freundinnen, wir ziehen uns in unsre Gemächer zurück. Isella, geh', vollführe, was ich dir aufgetragen, und wenn der Graf kommt, so melde es mir. (Sie geht, die Frauen folgen ihr trübselig.)

Zehnte Scene.

(Die Bühne bleibt einige Augenblicke leer, dann erscheint Astolf bei dem großen Thor und blickt spähend umher.)

Astolf.

Ich muß sie finden,
Die Liebe binden
Nicht Wort und Schwur,
Der Stolz mag kriegen,
Ihn wird besiegen
Herz und Natur.

(Er geht in den Hintergrund.)

Helene

(tritt aus der Seitenthüre und späht umher).

Ich muß ihn finden,
Die Liebe binden
Nicht Wort und Schwur,
Der Stolz mag kriegen,
Ihn wird besiegen
Herz und Natur.

(Beide erblicken einander.)

Helene.

Astolf! Astolf!

Astolf.

Ach Helene

Helene (für sich).

Soll ich bleiben, soll ich geh'n?

Astolf.

Ach! wie ich nach dir mich sehne!

Helene.

Nein, ich kann nicht widersteh'n.

Beide.

(Jedes für sich.)

Es will die Pflicht
Ich sollte fort; —
Doch läßt's mich nicht
Von diesem Ort.
Rückwärts ruft die Klugheit:
Flieh', entsag' der Lust!
Vorwärts ruft die Liebe:
Stürz' an { seine / ihre } Brust.

Astolf.

Ach! Weil ich nur wieder allein Aug' im Auge mit dir sprechen kann, meine theure, innig geliebte Helene!

(er will sie umfassen.)

Helene.

Laßt mich! (entwindet sich seinen Armen.)

Astolf.

Warum dich meiner Zärtlichkeit entziehen? Wir haben uns so lange nicht gesehen.

Helene (sehr schnell).

Das ist es eben, warum ich mich anstellen muß, als ob ich ganz kalt gegen Euch wäre. — (sich besinnend.) Was hab' ich da gesagt? (laut.) Aber bei mir ist's nicht Verstellung, ich bin wirklich kalt, eiskalt.

Astolf.

Also liebst du mich gar nicht mehr?

Helene. (schnell.)

Ja. — (gezogen.) aber —

Astolf.

Du siehst mich gar nicht an?

Helene

(wendet sich schnell gegen ihn).

Warum denn nicht? — aber —

Astolf.

Du hättest vielleicht gar gewünscht, ein Türkensäbel hätte dich auf ewig von mir befreit?

Helene (schnell).

Gott bewahre! — aber — — Du hast wohl deine Helene ganz vergessen?

Astolf.

Nie, nie!

Helene.

Ist das wahr?

Astolf.

Bei meiner Ehre!

Helene (bei Seite).

Ach, wenn nur der unglückliche Schwur nicht wäre!

Astolf.

Helene! komm' in meine Arme!

Helene.

Ich darf nicht.

Astolf.

Was hindert dich?

Helene.

Ein fürchterlicher Schwur.

Astolf.

Was hast du geschworen?

Helene.

Ganz kalt gegen dich zu sein.

Astolf.

Kannst du den Schwur halten?

Helene.

Ich kann nicht, aber ich muß.

Astolf.

Hast du nicht auch mir am Altare Liebe und Treue geschworen?

Helene.

Ja freilich, aber —

Astolf.

Der frühere Schwur macht den spätern ungiltig.

Helene (sehr freudig)

Ist das wahr?

Astolf.

Ganz gewiß. — Helene! als du den zweiten unnatürlichen Schwur leistetest, wußte dein Herz nichts davon, nur dein Mund war strafbar, als er ihn aussprach. Diesen schönen verbrecherischen Mund will ich auch bestrafen und ihn so lange küssen, bis er vor Scham roth wird. (Er will sie umfassen.)

Helene.

O Gott, nur hier nicht, wenn uns Jemand bemerkte, die Gräfin, — die andern Frauen. — Wir haben uns alle verschworen — Sieh doch ein bischen herum, ob uns Niemand belauschte.

Astolf.

Ich will sogleich sehen (er geht zur rechten Seitenthüre, um hineinzusehen.)

Helene.

Will er ein Küßchen haben, so soll er ihm nachlaufen, (sie läuft durch die linke Seitenthüre ab).

Elfte Scene.

Astolf. – Isella und die Gräfin.
(Kommen von dem mittleren Thore.)

Gräfin.

Komm hieher, treuer Spion!

Astolf
(tritt von der Thüre zurück und mit ausgebreiteten Armen auf die Gräfin zu, da er glaubt, Helene noch hier zu finden).

Es belauscht uns Niemand. — Nun komm in meine Arme, schöne, theure Geliebte! (er erblickt die Gräfin.) — Was seh' ich! Verzeihung edle Frau! — Seid versichert, meine Hochachtung — ich — meine Unvorsichtigkeit — ich glaubte — mit Beschämung entferne ich mich. (Er eilt ab.)

Zwölfte Scene.

Die Gräfin. Isella.

Gräfin.

Was hat denn Ritter Astolf? Schöne, theure Geliebte! sagte er; sprach er zu mir?

Isella.

Nein, gnädigste Frau! Es war ein Irrthum.

Gräfin.

Auch das ist wieder verdächtig. — Ueberhaupt stehen die Sachen schlimm. Die Verschwornen fangen schon zu murren

an. Man sieht es an ihren Blicken, sie werden sich nicht mehr lange vertheidigen. Ich selbst — ich kann's nicht läugnen, — — zwinge mich zu einer äußerlichen Ruhe, die ich innerlich nicht fühle. — Dem Allen muß ein Ende gemacht werden. — (laut) Isella! Jetzt rede, wie fandest du die Ritter? — Was thaten und was sprachen sie?

Isella.

Sie saßen beim Mahle, als ich vorgelassen wurde, und aßen und tranken und lachten, daß es eine Lust war.

Gräfin.

Die Undankbaren! Und mein Eheherr?

Isella.

Ah, was den Grafen anbelangt, so schien er mir an der allgemeinen Fröhlichkeit eben nicht den lebhaftesten Antheil zu nehmen.

Gräfin.

Ah! ich wußte es ja, er liebt mich noch.

Isella.

Er aß gar nichts!

Gräfin.

Der liebe Heribert!

Isella.

Dagegen aber trank er desto mehr.

Gräfin.

Pure Verzweiflung!

Isella.

Als ich ihm dann sagte, daß Ihr eine Unterredung mit ihm wünschtet, rief er: Ich komme! — sprang auf, trank seinen Waffenbrüdern noch Eines zu, und folgte mir auf dem Fuße. — Horch, ich glaube ich höre seine Sporen schon in der Vorhalle klirren.

Gräfin.

Er ist's, entferne dich!

Isella
(im Abgehen für sich).

Ich will indessen auch eine geheime Unterredung mit meinem Udolin halten. (Sie geht ab.)

Dreizehnte Scene.

Die Gräfin, der Graf.

Graf
(im Eintreten die Gräfin erblickend, bei Seite).

Da ist der Feind! — Heribert, sei fest. Udolin weiß, was er zu thun hat. — Beim großen Turnier zu Worms! mein Plan muß gelingen!

Gräfin (bei Seite).

Ich will erwarten, was er sagt.

Graf (eben so).

Ich will sehen, wie sie mir entgegenkommt.

(Beide nähern sich einander schweigend. Pause.)

Gräfin.

Ich werde doch anfangen müssen zu reden. (laut mit sanftem Tone.) Mein Herr und Gemahl!

Graf (bei Seite).

Welche sanfte Stimme! Bei allen Pechkränzen, das ist nicht meine Ehefrau, oder sie hat sich ganz erstaunlich geändert.

Gräfin.

Ein volles Jahr ist es nun, daß wir getrennt sind, welchen Schmerz hat mir diese Trennung verursacht!

Graf (bei Seite).

Sie spricht völlig eindringlich — Heda! (auf sein Herz schla-

gend.) Fange mir nicht zu poltern an. (laut zur Gräfin.) Die Ursache zur Trennung war aber auch wichtig und ehrenvoll.

Gräfin.

Theurer Gemahl! was hat es mir genützt, daß Ihr gegen die Ungläubigen strittet?

Graf (stolz).

Die Strahlen, welche den Mann umglänzen, beleuchten auch seine Hausfrau.

(singt.)

Ich habe gewagt und habe gestritten
für dich!
Ich habe entsagt und habe gelitten
für dich,
Ich habe Hunger und Durst ertragen
für dich,
Ich habe wohl hundert Türken erschlagen
für dich,
Ich setzte auf's Spiel mein Blut und mein Leben
für dich,
Nun kehr' ich zurück mit Lorbeern umgeben
für dich! —

(bei Seite.)

Nun, das wird ihr doch ein bischen schmeicheln.

Gräfin.

Ganz recht, mein siegreicher Herr Gemahl! aber hört auch mich

(sie singt, ihn parodirend.)

Gesetzt, Ihr habt wirklich gewagt und gestritten
für mich,

Gehungert, gedurstet, entsagt und gelitten
für mich,
So tauget doch nichts dieses krieg'rische Wesen
für mich,
Der Friede wäre viel besser gewesen
für mich,
Und da du der Ehre ihr Recht nun gegeben
für mich.
So sollst du jetzt fürder der Liebe leben
für mich.

Graf.

Ihr habt nicht ganz unrecht, theure Gemahlin, allein es ist — es hat — (bei Seite) Bei dem Grabe zu Jerusalem! sie setzt mir stark zu.

Gräfin.

Ist das deine ganze Antwort, Heribert?

Graf.

Was willst du denn, lie . . . (an sich haltend). Was wollt Ihr denn eigentlich von mir, Frau Ludmilla?

Gräfin.

Daß du Derselbe sein sollst, der du einst warst.

Graf (schnell).

Das ist unmöglich. — Man wird älter und kälter. — Seid denn Ihr die Nämliche?

Gräfin.

Mein Herz ist immer dasselbe. — Heribert! Hast du denn ganz vergessen, was du mir schwurst?

Graf (bei Seite).

Jetzt muß ich den Hauptstreich wagen.

Gräfin
(sich näher an ihn drängend).

Liebst du mich noch, oder bin ich dir ganz gleichgiltig geworden?

Graf
(mit komischem Pathos).

Beim Thurm Davids! ich bin Euch mit Liebe zugethan, wie es einem ehrsamen Gesponse geziemt.

Gräfin (seufzend).

Ehrsam! Ach! das ist es ja eben. Die Ehre gilt Euch mehr, als Eure Ehefrauen.

Graf.

Glaubt das nicht, Ludmilla! — Aber ein Gelübde, ein fürchterliches Gelübde — Udolin wird Euch Alles erklären — ich kann nicht. — Lebt wohl, ich muß zu meinen Waffengefährten.

Gräfin.

Heribert! Ihr wollt mich verlassen?

Graf.

Mein Gelübde — ich muß —

Gräfin.

Ich klammere mich an Euch.

Graf.

Das mögt Ihr thun, dann zieh' ich Euch mit mir; denn fort muß ich.

Gräfin.

Es wird mir das Leben kosten.

Graf.

Das wäre stark. (bei Seite). Nimmermehr hätt' ich geglaubt, daß sie mir so zugethan sei. (laut). Noch einmal; lebt wohl!

Gräfin.

Höre mich, Grausamer!

Graf.

Ich höre, und muß doch fort. Fragt nur Udolin. — Denkt mein, und gehabt Euch wohl! (für sich im Abgehen). Bei den Königen aus dem Morgenland! ich bin ein ganzer Mann! (eilt ab).

Vierzehnte Scene.

Die Gräfin (allein), dann **Udolin** und **Isella.**

Gräfin

(wirft sich in einen Stuhl).

Alles ist verloren! — Mein Plan hat fehlgeschlagen, ich traute den weiblichen Reizen zu große Kraft zu. — Ich kann Euch nicht mehr helfen, meine Freundinnen! — O der Schande! (sie sieht Udolin mit Isella eintreten und eilt auf ihn zu). Udolin! Ist das Schreckliche wahr?

Udolin.

Leider, gnädigste Gräfin!

Gräfin.

Mein Gemahl —

Udolin.

Hat ein Gelübde gethan.

Isella.

Ein schauderhaftes.

Udolin.

Und mit ihm alle übrigen Ritter.

Gräfin.

Welches? — Rede!

Udolin.

Eines Tages sahen sie sich von Feinden umrungen, so, daß es eine Unmöglichkeit schien, zu entkommen. Sie meinten, ihr letztes Lebensstündlein habe geschlagen, und sie würden ihre Heimath und ihre Lieben niemals wieder sehen. Da thaten die Ritter ein feierliches Gelübde: daß, wenn ihnen der Himmel dießmal den Sieg verliehe, sie noch einen Feldzug zu seiner Ehre und für seine heilige Sache unternehmen wollten. Sie schwuren ferner, — merkt wohl auf, gnädigste Frau! — sie schwuren ferner: sie wollten ihren Ehefrauen nicht den kleinsten Beweis von Liebe geben, außer, wenn diese, aus Liebe zu ihnen, sich mit Harnisch, Schild und Lanze bewaffnen und sich entschließen würden, mit ihnen hinauszuziehen, ihre Gefahren zu theilen, und mit ihnen für den Glauben zu fechten.

Gräfin

(sinkt in den Stuhl zurück).

Herr in deinem Himmelreich! Dieß Gelübde haben sie gethan?

Udolin.

Ja, und Alle.

Gräfin.

Das ist mein Todesstreich.

Udolin.

Auch den übrigen Frauen hab' ich's schon angekündigt.

Gräfin (schnell).

Und was sagten sie?

Isella.

Die Jungen wollten auf der Stelle in die Rüstkammer eilen, um sich Harnisch, Schild und Lanze zu holen.

Gräfin.

Ha, die Schwurvergessenen!

Isella.

Aber die Ältern hielten sie zurück, und meinten, man müßte doch erst warten, bis Ihr, gnädigste Frau, ein Beispiel gegeben habt.

Gräfin.

Ich? — Niemals!

Isella

(leise zu Udolin).

Das nenn' ich Charakter. — Hörst du? Niemals!

Udolin

(eben so zu Isella).

Das will manchmal so viel heißen als: Bald!

Gräfin.

Die Unsinnigen! ein solches Gelübde zu thun!

Udolin.

Sie haben's selbst schon hundertmal bereut, aber im Augenblicke der Gefahr ist Niemand klug, und (die Achseln zuckend) gescheh'n ist gescheh'n!

Gräfin.

Ließe sich denn gar nichts daran abändern?

Udolin.

Der Himmel hat's gehört, dem kann man kein X für ein U machen.

Gräfin.

So fahre denn hin, Hoffnung! Wir müssen Verzicht leisten auf alle Freuden der Liebe.

Isella

(hat von der Wand einen glänzenden Harnisch herabgenommen, und sich ihn über die Brust gelegt).

Seht einmal her, gnädigste Frau, wie das hübsch steht.

Gräfin

(sieht sie an, und dreht alsogleich das Gesicht wieder von ihr).

Fort von mir! — (dreht das Gesicht wieder nach ihr und spricht gezwungen lächelnd). Aber halt! — zum Scherz, laß dich doch betrachten, es kleidet dich wahrhaftig nicht ganz übel.

Isella.

Und ich versichere Euch, das Ding ist auch gar nicht so schwer, als es aussieht. — Versucht's doch auch, edle Frau! (sie hält ihr den Harnisch hin).

Gräfin.

Nimmermehr! (laut auflachend). Ha! ha! — ha! zum Scherze ja, — blos zum Scherze!

Isella

(indem sie ihr den Harnisch anschnallt auch lachend).

Ha! ha! ha! Ja blos zum Scherze, das versteht sich.

Udolin.

Vortrefflich kleidet Euch das, gnädigste Frau!

Gräfin.

Meinst du?

Udolin.

Ich versichere Euch, Ihr solltet gar nicht mehr anders gehen, als gerüstet.

Gräfin.

Schmeichler du!

Isella.

Nun auch noch den Helm, die Lanze und den Schild. (sie gibt ihr die benannten Rüstungsstücke). O schön, schön!

Udolin

(beugt ein Knie vor der Gräfin).

Ich beuge mich in Ehrfurcht vor der Göttin Minerva, (den Grafen erblickend, welcher eintritt). Herbei, herbei, gnädigster Herr! Das Gelübde ist erfüllt. Eure edle Hausfrau tritt Euch gewappnet entgegen.

Fünfzehnte Scene.

Die Vorigen, der Graf, dann alle Ritter.

Finale.

Graf.

Wie, darf ich meinen Augen trau'n?
Gewappnet? — Herrlichste der Frau'n!
(ruft laut).
Herbei ihr Ritter, all' herbei,
Bewundert uns'rer Frauen Treu'!

Die Ritter (hereinkommend)

Es ist der Stolz bezwungen,
Der Sieg', er ist errungen,
Das höchste schönste Erdenglück:
Die Minne kehret uns zurück.

Gräfin

(betroffen und verwirrt).

Ihr Ritter wollt erlauben —
Müßt nicht dem Anschein trauen,
Und nimmer müßt ihr glauben,

Daß so sich Eure Frauen
Schnell fügen Eurem Wunsche —
Aus Scherz, ja blos aus Scherz
Versucht' ich dieses Kleid von Erz.
Das ist nicht Frauenzier,
Ich werf' es nun von mir.

(Sie will Schild und Lanze weglegen, Graf und Ritter halten sie bittend zurück).

Graf und **Ritter.**

O werft nicht von Euch diese Zierde,
Sie zeigt Euch in der schönsten Würde.

Gräfin.

Vor Scham müßt' ich vergeh'n,
Wenn mich die andern Frauen säh'n,
Sie haben all' mir zugeschworen —
(Man hört einen kriegerischen Marsch).
Was hör' ich, ach! ich bin verloren,
Sie hielten sicher ihren Schwur,
Und ich allein, — ich brach ihn nur.

Sechzehnte Scene.

Die Vorigen, alle Frauen

(bewaffnet mit Brustharnisch, Helm, Schild und Speer, Helene führt sie an).

Chor der Frauen.

Kampf und Krieg!
Sturm und Sieg!
Hin, wo man mit Schwertern blitzt!
Das ist unſ're Losung itzt.

(Sie schlagen mit den Schildern zusammen).

Helene, Luitgarde und **Camilla.**

Alle Furcht und alle Schwächen,
Die Natur dem Weib als Erbtheil gab,
Alle legen wir sie ab,
Nur das Schwert soll Bahn uns brechen.

Chor der Frauen.

Hinaus, hinaus
In's Sturmgesaus,
Wir folgen, wenn Gefahr auch droht
Euch überall in Noth und Tod!

Gräfin
(vergessend, daß sie selbst bewaffnet ist.)

In Waffen Ihr? — Besinnt Euch nur?
So denket Ihr an Euern Schwur.

Chor der Frauen.

Ihr wart uns stets ein Vorgebild,
Ihr haltet selbst ja Speer und Schild.

Gräfin (für sich).

Ich bin beschämt, das Recht hab' ich verloren,
Den Meineid zu bestrafen,
Ich hab' ja auch, wie sie geschworen,
Und bin doch auch in Waffen.

Chor der Frauen.

Sie steht beschämt, das Recht hat sie verloren,
Den Meineid zu bestrafen.
Sie hat ja auch wie wir geschworen,
Und ist doch auch in Waffen.

Chor der Männer.

Sie sind beschämt, es ist gelungen,
Sie für die List zu strafen,
Ablegen sollten wir die Waffen,
Nun sind sie selbst in Waffen.

Helene

(zu den Rittern).

Was ihr gewünscht, es ist gescheh'n,
D'raus sollt der Liebe Macht ihr seh'n.

Graf.

Bei allen Cedern vom Libanon!
Das sind die gefährlichsten Krieger,
Wer wäre da gerne der Sieger?
Es winkt dem Besiegten noch größerer Lohn.

Astolf, Garold und **Friedrich** (treten vor).

Wenn Muth und Schönheit sich vereinen,
Wer könnte da noch widersteh'n?
Zu siegen, dürft ihr nur erscheinen,
Besiegt sind alle, die Euch seh'n;
Folgt unſ'rem Beispiel, Waffenbrüder!
Legt vor der schönsten Kriegerschaar
Gefangen Eure Waffen nieder,
Und bringt ihr Eure Huld'gung dar.

(Sie legen Schild und Speer, Jeder zu den Füßen seiner Dame nieder).

Alle Ritter

(indem sie dasselbe thun).

Gebt Euch gefangen, Waffenbrüder!
Legt vor der schönsten Kriegerschaar

Im Staube Eure Waffen nieder,
Und bringt ihr Eure Huld'gung dar.

Graf

(zu seiner Frau).

Und Ihr?

Gräfin.

Auch mich macht Liebe schwach,
Ich füge mich und gebe nach,
Heut fei're diese ihren Sieg
Und morgen fort in Sturm und Krieg!

Graf und **Chor.**

Wohlauf! — Errungen ist der Sieg.

Graf

(lächelnd, indem er der Gräfin die Hand hinreicht).

Kein Krieg mehr' — reich mir deine Hand,
Wir bleiben in dem Heimathland.
Von meinem Pagen unterrichtet,
Daß ihr entworfen einen Plan,
Zu zwingen uns auf and're Bahn,
Hab' ich denselben nun vernichtet
Durch gleiche List.
Ihr Frauen wißt:
Wir wollten nie uns mehr entfernen,
Doch solltet Ihr von uns jetzt lernen:
Den Frau'n gezieme nicht
Durch Widersetzlichkeit zu kriegen,
Durch Bitte nur und Zärtlichkeit
Geziemt dem schwächeren Geschlecht zu siegen.

(Zum Pagen).

Dir, Udolin, geb' ich zum Lohn
Isella's Hand!

Isella

(auf ihre Hand deutend, mit welcher Udolin schon lange getändelt hat).

Er hat sie schon.

Allgemeiner Schlußchor.

Suchet keine stärkern Waffen,
Frauen! Euch zum Ehestreit,
Eure angebornen siegen
Immer, Lieb' und Zärtlichkeit.

(Allgemeine Gruppe).

Der Vorhang fällt.

Gedichte

in niederösterreichischer Mundart.

Gedichte

in niederösterreichischer Mundart.

Der 18. Februari 1853, oder: Der junge Bachhueber bai'n Koa̅sa saina Verwundung.

I.

Der das Biachl g'schrib'n hat schickt einige Wartln voraus.

Wia ma^r amåhl håm g'schrib'n achtzehnhundert zwanzig und sechsi,
Håb ih eng Allen erzählt, was der Bachhueber håt thån,
Wia unser Kaiser, der Franz håt g'håbt a Grångad, a schwari;
Hiazt möcht' ih ah eng erzähl'n wie sih håt aufgführt sain Suhn,
Wia^r a håd g'hört, daß a Kerl in der Stadt, a Gottverfluchter,
Håt — håt — ih trau m'as kam z'sågn, 's is fåst ah kam zum glaub'n —
Auf unsern jungen Kaisar håd g'stochen går mit an Messer,
Dåmåhls håm die Leut g'sågt, wås ich håb g'schrib'n dås wår guat,
Ob's mir jetzt ah glücken wird? ih waß's nöd, ih glaub' es wird hapern,
Denn ih bin hålt schon ålt, g'schpür in Wahriger schon
Und es geht nimmer so leicht wie dåmåls mir hiazt von der Feder;
Aber probir'n will ih's doh, anmåhl waß ih gånz g'wiß,

Daß ih schreib wia's ma kummt gråd aus'n Herzen in d'Feder,
Und nácha waß ih ah gwiß daß's viel Leut'l noh gibt,
Dö das Maul nöd verziag'n und heãnzerisch sågen: „O mein God!
Håd Aner wieder wås g'macht in der g'man'n Estreichersprǻch."
Wißt's wås, ös gstatzten Mussia'n? für eng håb ih's Biachl nöd gschriben
Und wånn's es lesen nöd wollt's, laßt's es hålt seyn, 's ligt nix drån,
Wollt's amåhl Estreicher seyn, so seyd's es gånz oder går nöd,
Wås a g'maner Mensch sågt, is nöd Alles drum g'man
Zweg'n meiner derft's eng ös Herrn das broadi Maul nöd auskegeln
Ih dazähl wiã ih's kån, wiã der Schnabel mir wåchst.

II.

Was der junge Bachhueber für a Mandel is.

Der ålt' Bachhueber is verlei
Vor fufzehn Jahr'n schon gschdu'b'n,
Und håt sein Wei hier g'lassen z'ruck
Und ah an braven Buab'n,
Von dem ma sågen muß, daß gewiß
Er gråd so wiã sein Vader is.

Der hat bis an ihr selig's End,
Der Muada thån ihr Treu,

Wia's aber iwri gangen is,
Håt g'nummen er a Wei,
Mit der håt hiazt der brave Mån
Drei Buaben und zwa Madeln schon.

Sö håb'n ihr Haus und d'Grundstuck frei,
Ihr Wirthschaft geht recht guat,
Wal s' ålli zwa recht fleißi san
Und kans verschwenden thuat,
Und d'Kinder, dö erziagn s' recht gscheidt
Zur Gottesfurcht und Redlichkeit.

Den Kaiser is er sicherli
Sein treuster Unterthan,
Dås håt er von sein'n Vätern noh,
Der håt ihm's eing'schärft schon,
Daß der a schlechter Kerl sey
Der seinen Kaiser nöd is treu.

Drum håt in åchtavierz'ger Jåhr
Wia s' aussikumma seyn
In's Dorf d'Halunken und håm g'sagt:
„Kummts mit, schlågt's mit uns drein!"
Er's fortgjågt und håt gsågt: „nan, nan,
Was's einbrockts håbt's, das freßt's allan!

Dö Bauern håm ihn eh nöd mög'n
Zu der verzwickten Zeit,

Wia aber kummen is die Ruh
Da håt sie's nåcher g'reut
Sie håm ihn gliebt und håm ihn g'ächt,
Und hiazund går zun Gmanråth g'måcht.

III.

Wie der Lorenz Bachhueber nach Wean einig'fahr'n is und was er dort g'hört und thån håt.

So, wia's sein Vater håt thån, is ah der junge Bächhueber
Alle Woch'n anmahl einigf'åhren nåch Wean,
Håt a Korn einigfürt, a Gersten oder an Håber,
Oft ah bloß Buder und Ar, und håt s'verkauft auf'n Mårk,
Håt ah Alles glei ånbråcht weil er der wohlfeilst is g'wesen. —
In Februari hiazund, 's is gråd der achtzehnti gwest,
Spannt er um fünfi in der Fruh sein'n ålten Blassel an's Wagel,
Und fahrt eini in d'Stadt, kumt um a neuni dort ån,
D'Mahm von Pfarrer, (sie führt den geistlichen Herrn sein Wirthschaft),
Sitzt bei ihm auf'n Bock weil's drin einkaufen will,
Er fahrt glei auf'n Mark und d'Mahm geht eini in d'Stadt gschwind,
Auf'n Dradmårk kråmt er aus, 's Pferd stellt er umkehrt zun Wåg'n,
Hängt ihm den Fuadersack an und deckt's zua mit an Kotzen, an warmen,
Nacher setzt er sih hin zu seiner Wår und brat's aus,

Ziagt's Nåsenwarmerl heraus und raucht sein rothen Dreikini,
So gnaschi is er noh nöd daß er Cigari gar raucht.
Hiazt kummen d'Müllner zu ihm und kaufen ihm Korn åh und
Watzen,
Aner will's wohlfeiler håm, weil er's mit Zwanzgern will
zåhl'n,
Aber der Lorenz sågt drauf: „Es gilt mir Ans wie das Andre,
Z'sammscharrn thu ih mir's nöd oder går öppa vergråb'n,
Is's a giltig's Papier, was s' überall nehmen in Amtern,
Nån so is's mir ah recht, is jå a kaiserligs Geld. —"
Wia's åft zwölfi håm g'läut't, so hat er schon Alles verkauft
g'håbt,
Und er steht just bey'n Wåg'n, will just einspannen drein,
Da dasiacht er an Mån, der aussagrennt kummt aus der Stadt
g'råd,
Mit an brinnrothen Gsicht und d'Haar völli zerrafft,
Und der bleibt stehn, holt Athen und deut't und schlågt d'Händ'
über'n Kopf z'såm.
Anigi gengen zu ihm und er sågt ihnen wås,
Und d'rauf wer'n s' alle ganz blåß und recken die Händ' auf
zun Himmel.
Wie der Båchhueber dås siacht, tritt er nächer dazua,
Frågt: „Wås håbt's denn ös Leut? is öppa wås g'scheg'n in
der Stådt drin?"
's Fürchterlichste is g'schegn! antwort't der Mån und want
laut,
Unsern Kaiser, den guaten, håm s' auf der Båstei gråd da-
stochen.

IV.

Wia den Bachhueber da wor'n is.

Und wiā dås der Bachhueber hört,
Wird er in G'sicht gånz blach,
Er steht als wån a troffen hät
Hiazt gråd a Dunnerstrach,
Er schaut und fangt zum zittern an,
Bringt aussa går kan Wort:
„Ja, sagt der Mån, ös derft's es glaub'n,
Der Kaiser is ermordt!"
Hiazt schreit der Lorenz; „'s is nöd wahr,
„Den jungen guaten Herrl,
„Kån gwis kan Mensch was Lad's anthun.
„Du lügst infamer Kerl!"

Und weg wirft er All's,
Wås er håt in der Hånd,
Låßt's Pferd steh'n und d'Säck'
Und 'n Wåg'n uneingspånnt,
Gar 'n Mantl vergißt er
Und d'Kåpp'n dö er håt,
Und lauft was er kån
Glei g'schwind eini in d'Ståd t.
Auf'n Weg då begegn't ihm
In Pfarrer sein Mahm!
Er schreit: „Hålt mih auf nöd,
Und schau wiast kumst ham,
Mit mir kannst nöd fåhren,
Z' Haus kum ih heunt net,

Ih muaß erst erfahren
Wias's 'n Kaiser drin geht."
Und ållwal fort lauft er,
Und ållwal sicht
Er Leut stehn beinånda
Mit an Krensauern Gsicht;
Und überall hört er:
„Jå, jå, es is wåhr,
Es wår unser Kaiser
In Todesgefåhr."
Da preßt's ihm das Wasser
Aus'n Augen heraus,
Und endli gelangt er
Zun kaiserlig'n Haus.

V.

Der Burgplatz.

Der ganze Burgplatz is voll Leut
Und Alle san voll Traurikeit,
Und wo zwa bei anånder stehn
Sicht ma den dritten zuwi geh'n,
Und losen ob er nix versteht
Und hört wie's denn den Kaiser geht.
Der Ane schaut die Fenster ån,
Ob er'n denn nit daseg'n kån,
Der Andre auf- und niedergeht
Und schreit: „Wann ih den Kerl hät,
Der uns'rer Stadt mächt so å Schånd,

Ih brächt'n um mit ag'ner Hand!"
Ein Dritter schaut auf's Monument,
Und sagt, indem er ringt die Händ:
„Du guater Franzl! kehr dih um,
Die Leut san jetzt viel z'schlecht und z'dumm;
Du hast es gwiß gar niemals glaubt,
Daß Aner so was sich erlaubt."
D' Schandarm, die stengen vor der Burg
Wo man beyn Schweizerhof geht durch.
Dö ham nöd Athem gnua zu sag'n
Den Leuten Allen dö sie fråg'n,
Daß gar kan Gfahr bey'n Kaiser is,
Und daß er wieder g'sund wird g'wiß.
An urålts Mütterl mit an Stock,
Die want so stark, daß s' stoßt der Bock;
Sie bitt': „O såg'n s' mir, Herr Soldåt,
„Dö Wunden, dö der Kaiser håt,
„Dö is wohl groß, daß Gott erbårm'?"
Jå freili, sågt drauf der Schandarm;
Und d'Alti sågt: „Ih hät daham
„A Pflaster, wann's der Kaiser nahm,
„Dås ziachat glei die Wunden z'samm."
Da lächelt der Schandarm — doh auch,
Ein Tropfen fallt ihm aus'n Aug. —
Der Lorenz sicht an noblen Herrn,
Der auf seim Rock håt går an Stern,
d' Wåch' präsentirt vor ihm das G'wehr,
Der kummt, denkt er, von oben her
Er nimmt 'n Hut åh, bitt 'n schön:

„Sågn's Herr, wie thuat's 'n Kaiser gehn?
„Ih bin zwar nur a gmaner Mån
„Aber schaun's, mir ligt halt gar viel drån,
„Sie sån, ih sig's, a großer Herr
„Und wissen g'wiß, wie d'Andern mehr."
Sey ruhig, sagt der große Herr,
Zwar hat der Schurk' ihn troffen schwer,
Doch unser Herrgott hat nöd woll'n
Daß wir verlier'n den Guten soll'n,
Der Stich is gangen zwar hübsch tief,
Aber 's Messer hat sich bogen schief
Und die Doktoren såg'n es sey
Für'n Kaiser går kan G'fåhr dabei.

Juhe! schreit der Lorenz,
Gelt's Gott! lieber Herr!
Es wird ihm hiazt leichter,
Sein Herz wår so schwer,
Er geht hiazt auf'n Burgplatz
Wieder hinaus
Und mit an Kreuz seg'nt er
Den Kaiser sein Haus
Und wer ihm begegnet,
Den sagt er nur g'schwind
Daß sich unser Kaiser
Nöd übel befind',
Herein is er g'loffen,
Hinaus geht er stad,
Kummt wieder auf'n Mårk
Wo'r verkauft hat sein Trad.

VI.

Was der Bachhueber weiter than hat.

Då steht sein Wågen noh då und ah sein Blassel beyn Wagen
's Fuadersackel is lar, trauri schaut's Roß den Herrn ån
Und der streichelt's recht freundli und sagt: „Ih waß schon wås d' häst gern
„Kumm, ih stell dih hiazt ein und då kriagst noh a Heu
Und an Håbern dazua." Und er führt sein Zeugel in's Wirthshaus
Und gibt's aufz'heb'n den Wirth, den er schon lange Jahr kennt.
Er aber selbst laßt sih drauf a Seitel an guaten einschenken
Und a Råstbratel geb'n, håt jå nix g'essen noh heunt.
Er sitzt allan bey an Tisch, bei an andern sitzen zwa Kerl'n
Håm großmächtige Bart' und klane Hüatln au'm Kopf
Und dö låchen und gschpaseln, dås åber schleimt den Bächhueber
Daß Aner lusti seyn kån, wån so wås Traurigs is g'schegn.
Anigi Burgersmänner dö kummen hiazt aus der Stadt aussa,
Nehmen an Jausentrunk ein ah in den Wirthshaus wie er,
Und hiazt wird dischkurirt, dö wissen gnau Alles wie's gscheg'n is
Und sö dazähl'ns in Wirth, unser Bächhueber lost zua,
Går ah den Nåmen wissen's von dem schlechten Hallunken,
Daß er a Schneiderg'sell is und a klan's Hüetel håt g'håbt,
„Herrgott! — schreit Aner — a Glaserer is er, a mord starker Binkel,
„Wånn so an Kerl ih sich mit an vertepschten klan'n Huat

„Den möcht' ih'n schlågen von Kopf allawal oder wenigstens åntreib'n
Und mit an grimmigen Gsicht schaut er dabei auf dö zwa
Dö bey'n Tisch san daneb'n, dö aber g'spannen's und ziag'n sih;
Alle lachen, der Glaserer fåhrt nächer fort zun dazählen
Und ma sicht's Allen ån wås s' für a Freud drüber håm
Daß's a Burger is gwest, a Weanerburger wiã sö san
Der is kummen zu Hilf und den Mörder håt g'fången und dobert,
Aufstengen alle beyn Tisch, schenken die Gläser sich voll,
Trinken dem wackern Mann, Ettenreicher haßt er, sein Gsundheit,
Ah der Båchhueber steht auf, sagt: „Mit Verlaub meine Herrn!
Und er stoßt an und schreit: „Dö Weaner Burger soll'n leben!"
Fünfi wird's nåch und nåch, alle bezåhlen und sågn
Daß s' hiazt gengen in d' Ståbt, in d' Stephanskirchen glei eini
Weil a te Deum zum Dånk für die Rettung dort is.
Unser Båchhueber geht ah, åber z'ersch̃t noh geht er in d' Wollzeil
Wo er beyn Fremdenblatt dort gschwind sih einschreiben laßt
Daß er's alle Tag kriegt mit der Post hinaus in sein Dörfel
Und drin alle Tag sicht, wie's den Kaiser denn geht.
Nächer geht er ah glei in d' Stephanskirchen zum Dankfest.

VII.

Der Stephansplatz.

Wie's ausg'schaut håt au'm Stephansplatz,
Das Lärmen und das Treiben
Und wånn ih hundert Federn håt'
Ih kunnt's doh nöd beschreiben.

Anmåhl in achtavierz'ger Jåhr
Wår ah a groß's Getümmel,
Doh vor an Lärm wie damåhls wår
Bewåhre uns der Himmel.

Da san von hohen Stephansthurm
Viel Zetteln åwagflogen,
Wo drauf stånd: „D' Ungern kummen glei!"
Und Alles wår erlogen.

Die Braven håm sich dåzumåhl
Verkrochen in die Häuser,
Au'm Platz håm s' g e g n den Kaiser gschrien,
Und hiazund f ü r den Kaiser.

Und schlechte Gsichter håt ma g'segn,
Ma håt s' glei mög'n Schopfbeideln,
Hiazt åber wår der Platz ganz voll
Von lauter braven Leudeln.

Dåmåhls håt Neamst in d' Kirchen woll'n,
Auf Gott håm s' gånz vergessen,

Und hiazt håt Alles eini woll'n,
Sö håm sich drängt und g'stessen.

Auf anmåhl håt von Weiten man
A Vivatg'schra vernummen,
Und nächer glei is ah daher
A schöner Hofwåg'n kummen.

Und in den Wågn is g'sessen drin
D' Frau Mutter von den Kaiser,
Da håm s' nöd Vivat g'schrien, nan brüllt,
Daß zittert håm dö Häuser.

Wie muß das Unglück weh håm thån
Den guten Muatterherzen?
Und wie muß hiazt sie's g'freun, wann's sicht,
Das Volk theilt Freud' und Schmerzen?

VIII.

In der Kirchen.

Die ganze Kirchen war so voll,
Kan Apfel kunnt ma werfen,
Går viel håm müssen drausten bleib'n,
Håm nimmer eini derfen.

Wann's åber ah den Leuten nöd
Is eini z' kuma g'lungen,

So håm s' für'n Kaiser draustten ah
Recht fleißi bet't und g'sungen.

Der Lorenz hat doh derfen nöd
Drauſt bleiben auf der Straßen,
Bloß wal er gar so beten håt
So håm s' n eini g'låssen.

Dås „Großer Gott wir loben dich!"
Is aus'n Herzen klungen,
Und is gånz ohne Zweifel ah
Zum Himmel aufi drungen.

Und unsern Herrgott wird ah g'wiß
So viele Lieb' bewegen,
Daß unsern Kaiser, so wie jetzt,
Er künfti schenkt sein'n Segen.

IX.

Die Beleuchtung.

Wie aus der Kirchen der Lorenz geht,
So bleibt er stehn völli verwundert,
Obschon heunt der Mond nöd an Himmel steht,
So is's doh so hell als ob's himmlazen thät,
Denn Lichter brennen viel Hundert.
Es is åls ob Tag war bei dunkler Nacht
Und Alles glanzt in der hellsten Pracht.

Nöd öppa von oben is's g'schafft wor'n ån:
Ös müßt's heunt beleuchten die Häuser!
An Jeder håt dås von selber thån,
Weil er dadurch wenigstens zagen kån
Sein Freud über d' Rettung von Kaiser,
Weil seit dem achtundvierziger Jåhr
Den Weanern allen 's Licht aufgangen wår.

So viel ma Flammerln håt blitzen g'segn,
So viel haben g'freut sich ah Herzen,
's is Alles aus Lieb für'n Kaiser g'schegn;
Den Aermsten war ah ån Geld nix g'legn,
Sie haben verbrennt gern die Kerzen,
Auf'n Dächern ob'n in den klansten Stub'n
San g'steckt zwa Kerzen in weissen Rub'n.

Der Lorenz is gången durch d'gånze Ständt
Und håt a Freud g'håbt, nöd weni,
Ja, håt er g'sågt, in Wean is's hiazt gråd
So, wie mein Vater mir's b'schrieben håt,
's gibt brave Leut wieder da Meni,
Schau åwa Vater von Himmel drob'n
Ih waß, daß du dih ah g'freust dort ob'n!

X.

Der Bachhueber fahrt ham und was daham g'schegn is.

Noh is er gången durch d'Burg und håt nohmåhl drüber a
Kreuz g'mächt
Und stat g'wispelt dabei: Gott erhålt unsern Franz!

Nåchdem håt er sih g'schwind in d' Vorstadt begeb'n in sein
Wirthshaus,
Hat sih niederglegt dort zu sein'm Blassel in Stall,
Schon um vier' is er auf, hat eingspannt g'schwind und is fort-
fortgfahr'n,
Aber ganze sechs Stund håt er braucht bis nach Haus,
Denn in an jeden Dorf, durch dås er fåhren håt müssen,
San s' aus'n Häusern heraus, håm ihm aufghålten den
Wåg'n,
Und håm ihn beten und gfrågt wie's geht in Wean mit'n
Kaiser
Und er hat ihnen gern freudige Nåchricht gebn.
d' ålten Leut håm aus Freuden g'want und dö jungen san
g'sprungen. —
Wie er ham kummen is, då wår's völli erst aus,
Vorn Dorf håm ihn erwårt't sein Weib und seine fünf
Kinder,
Und beym Pfarrhof håt gwart't ah der Pfarrer auf ihm,
Alle håt er glei tröst, und nåcher den Gmanråth z'såmgrufen,
Då håm s' ausgmåcht daß heunt ah das Dorf wird be-
leucht't.
Nachmittag håt beyn Seg'n der Pfarrer a Predi abg'hålten
Und a te Deum ang'stimmt und auf die Nacht håm s' be-
leucht't.
Glei å nächsten Tag drauf is der Lorenz in Dorf uma gången
Und håt a Sammlung da g'macht für an Abbrandler im Dorf,
Was a Jeder hat kina, dås hat er willi ah geben,
So håt er z'såmabråcht Holz und ah vierzg Gulden dazu.

Alle Tåg håt er ah richti dås Fremdenblatt kriegt von Wean
aussa
Und um sechsi auf d'Nåcht hat er's vorg'lesen der Gman,
Drauf håm s' bet't mitanånd alle Tag daß der Kaiser soll
g'sund wern
Und håm ausg'mächt dabei, wann der Kaiser zum ersten Mal
ausfahrt,
Da bleibt Kaner daham, da gengen s' alle nach Wean.

XI.

Der Büchelschreiber sagt noh was.

Ih hab jetzt b'schrieb'n den Schreckenstag,
Gott gib daß Kaner mehr kummen mag;
Doch glaub ih, wann auch droht Gefahr,
d' Östreicher wer'n bleib'n immerdar
So wie jetzt mein Bächhueber war,
Ja, d' Hoffnung wird auf's Neue grean,
Denn wiederkehrt das alte Wean.

Gebet von an Bauern.

(Am 31. Juli 1848.)

Obwohl sich um den lieben God
Gar weni Leut mehr scheren,
Er lebt doh noh, hilft in der Nod,
Wird mein Gebet erhören,

Ih hab mein einziges Vertrau'n
Zu ihm, dem allerhöchsten,
Und wann die Nod am größten is,
So is sein Hilf am nächsten.

Ih bitt dich, Himmelvater, laß
Nur heuer 's Körndl g'rathen,
Wir brauchen für uns selber viel
Und noh mehr für d' Soldaten,
Wenn nöd in unsern eignen Land
All's wachst zu großen Hauffa,
So geht's uns schlecht, aus'n Ungerland
Da lassen s' ja nix auffa.

Damit die Schlechten Oesterreich
In Stückeln nöd zerreißen,
Hat unser junger Kaiser noh
A starke Nuß aufz'beißen,
Gib lieber God ihm Muth und Kraft
Und brave Räth daneben,
Dö 's ehrlich mit ihm meinen, und
Ihm guten Einschlag geben.

Steh unsern braven Kriegern bei
Auf allen ihren Wegen,
Durch ihre Tapferkeit und Treu'
Verdienen s' deinen Segen,
Vor allen schütz' Allmächtiger
Radetzky's theures Leben,

Du hast ihm ja dein Flammenschwert
Selbst in die Hand gegeben.

O straf' du allgerechter God
Der Ungarn schlechte Sache!
Doch nein, du bist ein gnäd'ger God,
Und nöd a God der Rache,
Laß lieber das verblendte Volk
Zum Einsehn wieder kema,
Daß s' nur für Andre fechten thun,
Dö ihnen Alles nehma.

Den schlechten Kerln, dö überall
Geg'n Recht und Ordnung fechten,
Und Alles, was noh heilig ist,
So gern umstürzen möchten,
O lieber God! ih bitt dih, zeig
Den Spitzbub'n, den infamen,
Daß du dö Welt regierst und auch
Regier'n wirst ewig. — Amen!

Der freie Bauer.

(Am 20. August 1848.)

Sei's wie sei
Ih bin amahl frei!
Arbeiten wir ih wohl miass'n,
Arbeiten muß ja a Jeder,

Aner mit Händen und Fiass'n,
Der And're mit Kopf und mit Feder,
Aber ih arbeit' für's Weib und für d'Kinder
Und für dö thu ih's herzli gern,
Und es geht von der Hand mir a g'schwinder
Als in G'schloß für den g'strengen Herrn,
Sei's wie's sei
Ih bin amahl frei!

Sei's wie's sei
Ih bin amahl frei!
Meine Buab'n wern s'ma nema
Freili a zun Soldad'n,
Aber ih will mih nöd grema,
Mir wern s' kan Extra-Wurst brad'n,
Wern do Patrontaschen trag'n
Ah dö Buab'n von dö gnädigen Herrn,
Und für die Freiheit sich umaschlagen
Mit'n Feind'n thut ma sich gern;
Sei's wie's sei
Ih bin amahl frei!

Sei's wie's sei
Ih bin amahl frei!
Für d'Steuern wir ih ah weida
Aufmachen miass'n mein'n Beidl,
Für's Sterben und Zahlen is leida
Nindatscht g'wachsen a Kräudl.

Aber den Kaiser mein'n Herrn
Zahl ih recht gern meine Gaben,
Und er wird mehr nöd begehr'n
Als er nedi wird haben,
Sei's wie's sei
Ih bin amahl frei!

Sei's wie's sei
Ih bin amahl frei!
Wann d'Leut a sag'n ih kann d'Freiheit
Noh nöd begreifen in'n Leben,
Nun! dös macht halt noh die Neuheit,
Mit der Zeit wird sa sich geben,
Was ih weiß, is ma schon gnua,
Ih derf kan Hundsleb'n mehr führen,
Und wann ih Unrechts nix thua,
Darf mih kan Mensch nöd kuiniren,
Sei's wie's sei
Ih bin amahl frei!

Der Bauer, der sich nichts weiter verlangt.

(Im Oktober 1848.)

Was denn in der Weanastadt thua'n?
Wia uns alle Zeitungen sagen,
So thuan s' da nöd rasten und nöd ruah'n,
Und allawal raufen und schlagen,
Ih waß nöd, was s' noh All's begehr'n,
Ih will mih um all' das nöd scher'n,

Ih was nur das Ane allan,
Und das is das G'scheideste eben,
Daß ih därf kan Roboth mehr than,
Und ah kan'n Zechent mehr geben.

Sö ham sonst viel Zimmer so gern,
Und wann sie s' nöd hab'n is's a Jammer,
Und hiazunda haßt's sö begehr'n
Nur allwal an anzichi Kammer,
Wann ih so was hör' muß ih lachen,
Das san unbegreifliche Sachen;
Mir is nix z'groß und nix z'klan,
Und ih wir kan G'schra nöd erheben,
Wal ih nur kan Roboth därf than,
Und ah kan'n Zechent nöd geben.

In'n Reichtag than s' Alles verwirr'n,
Und fragen anonder da Meni,
Der Ane thut z'viel disputir'n,
Der Andre red't wieder z'weni;
Das Beste hab'n s' ausg'macht schon gnädi,
Das And're is All's nimmer nedi,
Weg'n meiner sag'n s' Ja oder Nan,
Ih will mih in Alles gern geben,
Ih därf ja kan Roboth mehr than,
Und ah kan'n Zechent mehr geben.

Z'nart hab'n s' gar g'stochen und g'haut,
Und mit Kanonen d'rein g'schossen,

So daß hiazt Wean schreckli ausschaut,
Und ah viel Blut is da g'flossen;
Es steht a nindascht nöd z'lesen,
Warum s' denn so hanti san g'wesen,
Das Pulver und Blei, wie ih man,
Das hätten s' können aufheben,
Bis ih wieder Roboth muß than,
Und öppa an'n Zechent muß geben.

Zu uns in's Dorf san kommen drei,
Dö g'sagt hab'n, wir müßten ah kumma,
Und müßten ah fechten dabei,
Sunst wurd' uns glei All's wieder g'numma;
Allan wir san doh nöd aufg'sess'n,
Ham g'sagt: was habt's einbrockt, sollt's fressen,
Wir glaub'n unsern Kaiser allan,
Der hat uns sein Kaiserwort geben,
Wir därfen kan Roboth mehr than,
Und ah kan'n Zechent mehr geben.

Der Bauer kummt vom Reichstag z'ruck.

(Am 9. April 1849.)

I.

Der Abend

In an'n klan Dorf in Gebirg, was recht in der Anschicht is g'legen,
Steht a Hütten, nit groß, aber recht sauber und weiß,

Rechts stoßt an Obstgartel dran, das aber hiazt voller Schnee is,
Und auf der Linken daneb'n hebt sih a Stadel in d' Höh'.
's is halber Fünfi und d' Sunn is schon hintern Berg schlafen gangen,
's fangt schon dumper z'wern an, weil heind kan Manschein grad is;
Wann aber Aner fabai geht, so siacht a d' Keanlaicht'n durch's Fenster,
Die in der Stuben hell brennt, und um an Ofen herum
Sitzt die Bäurinn, neb'n ihr zwa Menscher, die alle drei spinnen,
Nacher drei Bub'n ah dabei, Aner schon fufzehn Jahr alt,
Der schneidt Span auf der Sait und dudelt dazu sih a Liadl.
Sib'njahri kann sein der Zweit, sitzt hinter'n Ofen und tunkt,
Und der dritte dreijahrige Bua, a flachshaariger Bengl,
Zwazlt herum in der Stub'n, walzt sih ah oft auf'n Bod'n.

II.

Gespräch.

Da sagt d' Muada: Mein, mein! was wird denn der Fader hiazt machen?
Nan! — sagt der älteste Bua, — dös, was er gemacht hat daham,
Wal's schon dumper hiazt is, so wird er beim Heurigen sitzen.

d' Muada.

Nan Lenz, dös kann er in Wean als an Abgsandter nöd than,
Da muß er'n g'schlagenen Tag nur allawal sitzen und rathen.

Der große Bua.

Rathen s' denn nöd nur in Tag, rathen s' ah aini in d' Nacht?

Muada.

Freili!

Der mittlere Bua.

Muada! geh sag, was is denn der Vater all's wor'n,
Und zwö hat er so geschwind eini miass'n in d'Stadt?

Muada.

Ja lieber Söppel, so g'nau kann ih dir's a wohl nöd sagen,
Aber der Fader is hiazt, glaub mir's, a gar a groß's Thier,
Er regiert jetzt das ganze Land mit mehrern sein's gleichen,
Kriegt a g'walti viel Geld bloß für's Ja sag'n und Nan.

Der große Bua.

Aber wie is denn der Fader gar so a großmechtiger Herr wor'n?

Muada.

Wal er der g'scheiteste is, ham an dö Andern hald g'wählt..

Der mittlere Bua.

Ih häd glaubt es war deanad unser Schulmaster noh g'scheidter.

Muada.

Ja, mit'n Lesen und Schreib'n, aber mid'n Rödhaus da fahlt's,
So resalut is a sicher Kaner a so wie der Fader,
Der had's in g'strengen Herrn recht in's G'sicht aini g'sagt,
Wie er schaffen had woll'n, daß d' Bauern noh Schnee sollen schaufeln,
Da had der Fader ihm g'sagt franschman: Wir san hiazt frei

Und wir schaufeln kan Schnee hiazund nöd mehr um kan G'schloß.
Nacher is er von Allnan ah der Erste glei g'wesen,
Der in Herr Pfarrer had glei gar kan Zechat mehr geb'n.
Und an Prozeß had er ah mit unsern Herrn Grafen ang'fangen
Für unser ganze G'man, wegen der Wiesen beim Teich,
Und dö g'schbasigen Bladln dö s' drin in da Weanastadt druckt ham,
Dö für die Herrschaft so schlecht, für d' Bauern gut haben g'redt,
Dö hat er alle ah g'habt und had s' in Gmanhaus vorg'lesen,
Dössantweg'n ham s' ah vor ihm alle g'habt an Respekt,
Und wia's is kema zur Wahl ham s' g'schrien: der Poldl muß's wer'n.

Der jüngste Bua.

Muada! gib mir a Brod!

Muada.

Wart Hansel wir gengen glei essen,
Du kriegst a Rostbradl gar und an Fisolensalad,
Hiazt geht's ganz nobel bei uns, der Fader schickt uns ja Geld gnua.

III

Die Ordinari.

's Mensch hat schon aufdeckt auf'n achanen Tisch, sie stell'n sih vor'n Christus,
Beten Vat'runser erst drei, nacher an Glauben dazua,
Und a Tischgebet ah, und setzen zum Essen sich nieder,

d'Stohsupp'n kumt ganz rauchend in ana greanerdenen Schüssel,
Kan's aber nimmt was heraus, alle langens hinein
Mit den zinnernen Löffeln, der Klanste steigt auf sein'n Sessel,
Macht's wie die Andern ah so, aber er trenzt 'n Tisch an.
Hiazund auf anmahl san s' stad, sö hören von weiten a Posthorn,
d'Muada sagt: „Lost's Kinda, hört's, haind kumt schon frua
d' Ordinari,
„Mögli sie bringt uns an Brief, wo wieder der Fader a Geld
schickt."
Und hiazt rasselt a Wag'n, nechada alwal und halt't,
Und hiazt klopft's draust an Thor, dö Muada steht auf und
geht aussi,
Fragt erst: Wer da is? — „Ih bin's," antwort't a Stimm
dö s' guad kennt,
Und sie macht auf, sicht'n Man, und schreit laut: „Der Fader
is's, Kinda!"
Dö werfen d'Löffeln g'schwind weg, rennen in Fadern entgeg'n,
Aber der Klansti fallt abi von Sessel und schreit ganz erbärmli.

IV.

's Wiedersehen.

Ja, 's is der Lepold Gansfellner, der Debadirde von Reichstag.
Aber die Kinder all drei, wie s' in Fadern daseg'n,
Reissen die Mala weit auf, wal s' kam ihnern Fadern dakena,
Sunst had'r an Janka ang'habt, und a Kappl au'm Kopf,
Hiazt had'r an langen Rock an und an Huad, und a schwarzi
Halsbind'n,
Und an'n Pfenning au'm Rock, wo gar was drauf g'schrieb'n is.

„Is 's denn schon aus drunt in Wean?" fragt's Weib und verwundert sih g'waldi,
„Aus is 's noh nöd," sagt der Man, „nöd amahl ang'fangt noh recht,
Aber mih had's nimma glid'n, ih hab mih fort aus'n Staub g'macht."
Hiazt schreit der klani Bua drein: „Fada! hast ma nix bracht?"
Und da Fada sagt drauf und lachelt: „Nan liaba Hansl,
Ih bin meiner Seel froh, daß ih mih selber hab bracht."
„Aber warum bist denn fort?" fragt d'Muada, sö wern dih ja irr gehn;"
„Ah belei!" sagt der Man, „das is mein wenigste Sorg',
Denn ih man, daß Kaner recht was, daß ih wirkli bin da gwäst.
Alte! geh hol ma an Wein und a Stuck Hausbrod dazua,
's schmeckt ma besser ganz gwiß, als drunt in Wean a Stuck Bradl,
Kinder! setzt's eng zu mir, Klaner! du leg dih ins Bett!
Wül eng a biss'l dazöln, wia's unten mir is erganga."
's Weib bringt an Wein, Gselchts und Brod, Alles setzt sih zum Tisch,
Und der Fader fangt an, wia hiazund folgt zu dazählen.

V.

Die Erzählung.

Wie ih nach Wean hinkuma bin,
So hab ih z'erst nöd gwußt wohin,
Hab gfragt: sagt's ma, ih bitt recht schön,
Wo muß ih da in Reichstag gehn?

Was willst denn dort? habn s' mih drauf gfragt,
Ih bin a Debadirda, hab ih g'sagt,
Da ham s' in's Gsicht mir glacht, dö Schrolln
Und ham ma's gar nit glauben wolln.
Hab nimmer gwußt, was ih soll anfanga,
Da bin ih zu die Studenten ganga,
Da bin ih ah an d'Rechten kuma,
Dö ham recht freundli mih aufgnuma,
Sö ham ma aufg'setzt Wein und Bier,
Ham trunken Bruderschaft mit mir.
Und Madeln, dö grad dort war'n eben,
Dö ham ma müaſſ'n Busseln geben,
Uns Bauern hams dö Gsundheit trunken,
d'Herrschaften hams gsagt san lauter Hallunken.
Drauf ham s' ma göb'n an Unterricht
In meiner ganzen Reichstagspflicht:
„Wannst eini kummst in's Reichstagshaus,
„So such dir links a Platzl aus,
„Für alle Braven, Guten, G'scheidten
„Is d' linke Seiten d' rechte Seiten.
„Schau neben dir die Andern an,
„Was dö thun, thu ah, lieber Mann,
„Schrei'ns Ja, so mach mit ihnen 's G'schra,
„Wann s' sitzen bleib'n, bleib sitzen ah,
„Thu Alles das und merk dir's fein,
„So wirst a braver Debadirda sein."
In andern Tag hab ich mit einer Meß angfangen
Und bin nacher drauf in Reichstag gangen.
Kinder! dö Pracht, wie ih bin eini kema,

Ih hab ma ordentli an Rand müssen nehma,
Denn es is mir gwesen bei meiner Ehr'
Als ob ih da gar nit eini g'hör.
Nun, da drin bin ih g'sessen drei Monat lang
Und oft is mir worn recht angst und bang,
Ih hab nit gwußt, was ih oft soll treiben,
Soll ih aufstehn oder sitzen bleiben,
Da war aber gar a lieber Herr neben mir,
Ih glaub er is a Doktor schier,
Aber kan Oestreicher, a Pohl,
Der hat mih immer g'stoßen, wann ih aufstehn soll,
G'redt haben die Andern da Meni,
Ih nix, ah verstanden hab' i weni;
Oft ham s' g'schrien ganz niederträchti,
Oft hab' ih aber ah g'schlafen gar prächti,
Oft is mir ah leichter wor'n um mein Brust,
Wann ih g'segn hab dö Andern ham a wenz gwußt,
Denn hätten s' gwußt, was sollen s' sagen,
So hätten s' d' Minister nit so viel derfen fragen,
So warn wir halt alle Tag viel Stunden g'schorn,
Es is aber doh fast gar nix ausgmacht wor'n.
Ih hab mih aber doh leicht kina gedulden,
Z' End Monat hab' ih kriegt meine 200 Gulden,
Ih war noh gern Jahrlang sitzen blieben;
Auf anmahl ham sie 's aber a Bissel z'raß trieben,
Sö ham geg'n a Kaiser gschimpft und geg'n d'Soldad'n,
Habn g'sagt ma muß fechten gegen die Krawadn,
Ganz Wean is aufgstanden und ih bin so dumm
Und kann eng warhafti nöd sagen warum,

Das Zeughaus ham s' plündert, ham d' Waffen ausg'führt
Und san aussi gegen d' Soldadn marschirt,
Die Leut haben furchtsam d' Köpf zamg'steckt wie d' Schof,
Und an Minister ham s' aufghängt drinn am Hof,
Ma had nix mehr g'hört als trommeln und schießen,
Und das war ma zhanti, das kann ih nit g'nießen,
Da hab ih zusammenpackt meine sib'n Sachen
Und hab g'sucht mih g'schwind aus'n Staub zu machen,
Und hiazt bin i da und dank meinen Himmel,
Ih bin kein Freund von ein solchen Getümmel,
Mag g'scheg'n was will, ih geh nimmer h'nein,
Und mag um kein Gschloß Debadirda mehr sein,
Ih hab mir's jetzt leider erfahren gnuag,
Der Bauer g'hört statt im Reichstag zum Pfluag,
Du kannst mir's nit glauben, mein liebes Wei,
Wie mir oft is wor'n so angstli dabei,
Wann ih hab hören so viel müssen an,
Und ih hab kan Wort nöd verstanden davon,
Nan, nan, zu an Reichstag krieg'n s' mih nöd mehr,
Das Ding is ma Alles viel z'hoch und viel z'schwer,
Anmahl Debadirda gwös'n und nimmer mehr.

Recht hast, Man! sagt das Weib, hiazt aber schau an deine Buab'n,
Alle lieg'n schon au'm Tisch, ham schon zum schlafen an-g'fanga,
Nan, sagt der Man, 's is ihna, wie mir in Reichstag erganga.

Der deutsche Kaiser, dö ungarischen Rebell'n, dö Demokrat'n und Radetzky.

A politischer Dischkurs in'n Gmanhaus.

(Am 6. Mai 1849.)

I.

Die Gmanstub'n.

Suntag is heunt, und nach'n Seg'n da gengan di Bauern in's Gmanhaus,
's letzte Haus is 's in Dorf und der Zacher is neu,
Aber der gute Heurige lockt noch mehr als der Zacher,
Und der braschete Wirth, das is a Mandel mit Kren,
Alawal waß er was Neix, und wann er nix waß, nan so lügt er,
Hat viel Zeitungen ah, dö vor acht Tagen san druckt,
Und er selber les't s' vor, ganz laut, verständli und gschmachi,
So daß Alle schdad, d' Mala aufreiß'n und d' Aug'n,
Und sih stundenlang da nur alwal in an'n fort verwundern;
Wer a paar Groschen noh hat, der tragt s' in's Gmanhaus ganz g'wiß.
Heunt is die große Gmanstub'n noh völler als sunst an an Suntag.
Wal heunt Kiritag is. Unter der Lind'n in Hof
Tanzt 's junge Volk, aber alle die alten und g'standenen Mana
Sitzen drin in der Stub'n. — Z'oberst bein runden Tisch
Sitzt der Amtschreiber, der Kramer, der Müllner und ah der Figari,

Dö trinken alten Wein, Jeder ausn eigenem Glas,
Andre drei lange Tisch' san alle voll nur von Bauern,
Dö ham Stutzen vor sich und an grean'n Hairinga drin;
Nur der Nachtwachter hockt hinterm Ofen und nebn ihm der Halter,
Dö zwa ham leider kan Geld, woll'n nur losen was g'schicht.
Wie das Mandel bein Sterz thut sih um in der Stuben der Gmanwirth,
Hat a greans Kapl au'm Kopf und a Fürtuch a blabs,
Was aber z'samadraht is um an Leib, daß er besser sih rühr'n kan,
Zum runden Tisch kummt er hierzt, fragt'n Amtschreiber: „Herr Brax!
„Derf ih einschenken noh a Seiterl!" „Meintsweg'n," sagt der Schreiber
Und die Andern schrei'n drauf: „Gibts denn nix Neix heunt, Herr Wirth?"
O! da Meni! ih wir auf da Stell mit'n Zeitungen deana.
Und er lauft, bringt'n Wein und die Zeitungen mit,
Setzt sih auffi au'm Kasten, der steht in Eck in der Stuben,
Räuspert sih, legt's Kapl weg, Alles is mäuselstill hiazt,
Und er lest. — Was er lest und was die Andern drein plauschen,
Das will ih b'schreiben hiazund, wird wohl a Kaschanad sein.

II.

Vorlesung und Dischkurs.

Wirth (lest): „Frankfurt. Die Nationalversammlung hat den „König von Preußen zum deutschen Kaiser gewählt."

Müllner.

Ah! das is gschbasi! das könnt meiner Sex An'n nöd narrischer tramen,
d' Preußen reden ja nöd deutsch, preußisch reden s', sunst nix.
Ih hab anmahl An'n bei mir g'habt, der hat anstatt Gott alwal Jott g'sagt.

Figari.

Ja, und Luth'raner san s' ah!

Ein alter Bauer.

War's denn nöd gscheidter aft gwöst,
Wann s' unsern Kaiser hätten erwählt, der is schon a Kaiser,
Nan, da hätten s' nöd erst machen derfen an neu'n,
Und auf dö Art war's hald in a n'n Aufwaschen hingangen.

Mehrere Bauern.

Ja, der Lenzl hat recht, unser Kaiser sollt's sein!

Wirth (lest):

„Es verlautet aber, daß der König von Preußen die deutsche
„Kaiserkrone nicht angenommen hat."

Ein Bauer.

Ham s' ihm denn d' Kron glei g'schickt? Ham s' es denn g'habt?

Amtschreiber.

Ah belei!
d' Kron ham s' nöd g'habt und a gar kan Recht die Kron' zu vergeben.

Der Bauer.

Ja, wie is 's nacher denn g'schehn?

Amtschreiber.

'S is håld a Balawadsch gwöst.

Der Kramer.

Hat denn der Unsre, den wir nach Frankfurt g'schickt ham, nix drein g'redt?

Amtschreiber.

Ja, aber 's hat halt nix gnutzt.

Ein alter Bauer.

'S nutzt gar kan Reden nix mehr.
Ueberall soll ma glei dreinschlag'n, 's regirt nur der Sabel,
Und das wird dauern so lang, Mana! ös wert's es schon segn,
Bis unser Hergod amohl wird dreinhau'n gach mit sein'n Sabel.

Figari.

Lass'n wir das gut sein dawal, Wirth! les was Anders uns vor.

Wirth (lest).

„Mit den ungarischen Rebellen fechten 50,000 Polen, und die meisten Generäle sind Polen."

Kramer.

Ueberall wo s' rebellir'n san ah Polacken dabei.

Ein Bauer.

Aber was woll'n denn die Kerln?

Amtsschreiber.

Umstürzen wollen s' halt Alles.
Wal s' selber z' Grund gangen san, wollen s', daß Alles
z'Grund geht,
Und sö denken, vielleicht is do dabei noh was z'fischen;
's Polenland-manen s' soll hietzt aufgehn in'n ungrischen Land.

Der alte Bauer (seufzt).

Bei den Aufgehn wer'n noh viel draufgehn.

Figari.

Hast recht, lieber Alter!

Wirth (lest).

„Die Demokraten haben ihre Emissäre überall, sie wühlen ohne Unterlaß und ihr Ziel ist die rothe Republik."
Alle san anige Minuten ganz stad, ma merkt wohl, die
Bauern
Ham nöd verstanden ganz gnau, was hat g'lesen der Wirth.
Endli nimmt sich a Bauer an Rand, steht auf und red't also:

Ein Bauer.

Bitt recht schön meine Herrn, ih hör allawal so viel reden
Von dö Demograwad'n, was für Grawad'n san dös?
San das dö, vor denen wir alle uns gar so stark fürchten,
Dö d' klan Kinder, wie's haßt, fressen bei Butz und bei
Stingel?

Figari.

Nein, mein lieber Freund, die wahren echten Kroaten
Sind mit ihrem Ban, unserm Kaiser getreu,
Gegen die Ungarn gezogen, die gegen ihn rebelliren.

Die essen das, was du ißt, und ein Jeder von uns.
Die Demokraten sind nicht so brav als wie die Kroaten,
Die aber fressen recht gern unser Oesterreich auf.

Bauer.

Das san abschalichi Beank'n, aber ih man, Herr Figari,
Bei unsern Oesterreich wern s' ganz g'wiß an Zahn sich aus-
beiß'n.

Ein anderer Bauer.

Ja, und was is d' Republick, und warum haßt's denn die
rothe?
Gibt's denn a blawi ah, oder a weisse?

Figari.

Das nicht,
D' rothe heißt man's, weil die, die s' gar so gern haben
möchten,
Nichts darnach fragen, wenn s' auch noch so viel Blut ko-
sten thät.

Alle Bauern.

Ah pfui Teufel!

Wirth.

Loſt's auf, hietzt kummt was Gut's von Radetzky.

Amtsschreiber.

Wann's von Radetzky was is, muß's ah was Gut's sein
per se.

Wirth (lest).

„Der Feldmarschall Graf Radetzky hat die Piemontesen bei Novara auf das Haupt geschlagen, und der König Albert hat um einen Waffenstillstand gebeten, um den Frieden zu unterhandeln."
D'Bauern steh'n alle auf und heb'n hoch ihre Gläser
Und schreien aus vollem Hals: Vivat! Radetzky soll leb'n!

Amtschreiber.

Ih hab' a Liedl verfaßt auf d'Arie, die alwal wir singen:
„Ih thu das Mein', thu ah das Dein, a Jeder thu das Seine!"
Das woll'n ma singen noh, und nacher gengan ma schlafen,
Ih sing' die G'setzeln eng vor, und ös singt's nachi in Chor.
's is zwar ganz gman nur das Lied, aber gut gmant is 's halt doh.

Chor.

Ih thu das Mein'
Thu ah das Dein',
A Jeder thu das Seine!

Amtschreiber.

1.

Radetzky, der is unser Man,
Was der für Oestreich schon hat than
Thut bald nit wieder Aner.

Chor.

2.

In Mailand ham s' g'fangt z'schießen an,
Da hat er glei auf d' Wälschen than
Viel Bomben fliegen lassen.
Chor.

3.

Der König Albert hat's probirt,
Ob er nit da was profitirt
Und hat ah mitthun wollen.
Chor.

4.

Da is marschirt Radetzky an,
D'Armee, die hat das ihre than
Und ihm is's Thun vergangen.
Chor.

5.

D'rauf hat der Karl Albert than
Als lieget ihm da Meni d'ran,
Um Frieden mit uns z'schließen.
Chor.

6.

In Ghamen aber hat er than
Der Falsche, Alles was er kan,
Um wieder Krieg anz'fangen.
Chor.

7.

D'rauf hat der achtzigjähr'ge Man
Radetzky in drei Tagen than
Die wunderbarsten Sachen.
Chor.

8.

Er hat in's Piemont eini than
D'Armee und hat'n griffen an
Und hat'n tüchti prügelt.
Chor.

9.

So hat der tapfre alte Man,
Ganz Wälschland, das verlor'n war schon,
Für Oestreich wieder g'wunnen.
Chor.

10.

Wir können gar nix ander's thun
Als ohne Rasten, ohne Ruh'n
Vivat Radetzky rufen!
Chor.

11.

Wann Jeder so das Seine thut
Wie Er, hernach geht's sicher gut,
Des Kaiser Spruch wird wahr wer'n.
Chor.

Ih thu das Mein',
Thu ah das Dein',
A Jeder thu das Seine!

Was ih jetzt sein möcht?

(Am 19. März 1848.)

Ih möcht' jetzt vor Allem der Kaiser sein!
Denn wer so g'schwind, fast über Nacht,
Wie er, sein Land hat glücklich g'macht,
Um den glanzt jetzt a Heiligenschein,
Aus allen Augen blitzt ihm Dank,
Daß er's nit g'schob'n auf d'lange Bank,
Und alle Herzen flieg'n ihm zu
Jetzt stört ihm g'wiß kan Mensch mehr d'Ruh',
Ja, ja, jetzt möcht' ih der Kaiser sein!

Und a Student möcht' ih ah jetzt sein!
Der Medizin gebührt der Preis,
Die gleich das rechte Mittel weiß,
Wie's Land vom Krankheitsstoff wird rein;
Und das is ah das rechte Recht,
Das sein'n Prozeß so gut verfecht',
Kurz, das is d'rechte Wissenschaft,
Die gut benutzt Kopf, Herz und Kraft.
Ja, ja, i möcht' a Student jetzt sein!

A Landstand möcht' ih a jetzt sein!
Jetzt krieget' ih ganz g'wiß mehr Macht,
Das hat m'r a bess're Aussicht g'macht,

Daß s'mir ham g'worfen d'Fenster ein.
Jetzt wer'n, wie eh', die ständ'schen Herrn
Die ersten Räth' von Kaiser wer'n,
D'Ständ' wer'n nit steh'n für sich allan,
Sie wer'n jetzt steh'n für d'ganze G'man.
Ja, ja, jetzt möcht' ih Landstand sein.

A Burger möcht' ih a gern sein,
Die Braven hab'n zu aller Zeit
Zeigt' ihre Treu' und Redlichkeit,
Doh durften s'eh nix reden d'rein,
Jetzt derfen s'sicher a was sag'n,
Auch rathen, helfen, nit nur klag'n,
Der Burger wird jetzt mehr geschätzt,
Weil Jeder is a Burger jetzt.
Ja, ja, jetzt möcht' ih a Burger sein!

Wo aber möcht' ih all das sein?
Nur da, wo jetzt das stärkste Band
Vereint hat Fürst und Vaterland,
In Oesterreich nur möcht' ich's sein!
Was lang verschmäht vom Ausland war,
Und wo's jetzt worn is hell und klar
Indeß draußt' dort und da a Licht
Erst freundlich durch die Dämm'rung bricht.
Ein Oesterreicher nur allein,
Sonst möcht' i nix, nein gar nix sein!

Geh'ſt denn nit dani von Wagen?

Wieneriſches Sprichwort mit Variationen.

(Am 26. März 1848.)

Ein jedes Land auf der Welt
    Iſt ziemlich gleich einem Wagen,
Der Oeſterreicher-Wagen iſt gut
    Wir können uns gar nicht beklagen,
Es iſt Alles drin, was wir eben
Nothwendig haben zum Leben;
    Nur finſter iſt's g'weſen, gut g'ſeh'n hab'n wir nicht
    Und wollten wir bitten um etwas mehr Licht,
So hörten wir unſere Kutſcher gleich ſagen:
Geht's denn nit glei dani von Wagen?

Jetzt endlich war's uns zu viel,
    Es hat uns entſetzlich verdroſſen,
Daß wir in dem Wagen darin
    Gewaltig ſind worden geſtoſſen,
Und daß wir ſtets ſtill ſitzen ſollen
Und hinfahren dort, wo ſie wollen,
    Wir haben geſeh'n, daß Gefahr uns auch droht
    Und daß wir zuletzt werden ſtecken im Koth,
Da war'n wir ſo frei zu den Kutſchern zu ſagen:
Geht's denn nit glei dani von Wagen?

Der Wag'n wird jetzt neu fabrizirt,
    Kriegt Räder, die ungeſchmiert gehen,
Ich hoff' auch, man wird künftighin
    Kein fünftes Rad dabei ſehen,

Sie werden viel Fenster auch machen
Daß's Licht kann recht stark hinein lachen;
Gäb's aber dann Leut', die zufrieden nicht wär'n
Und immer noch mehr als was billig begehr'n,
So wird d'Nationalgard zu denen schon sagen:
Geht's denn nit glei dani von Wagen?

Wollt' Einer mit fremden Wag'n
Auf unserer Straße kutschiren
Und fahret vielleicht an uns an
Und fing etwa an z' disputiren,
So darf' uns wohl werden nicht bange,
Der Streit dauert sicher nicht lange,
Wir ruf'n uns're braven Soldaten herbei,
Die unsern Wagen umgeben so treu,
Die werden dem kecken Fuhrmann schon sagen:
Geh'st denn nit glei dani von Wagen?

Doch von unserm Wagen den Herrn
Den möge der Himmel bewahren,
Es haben ihn alle so gern
Die jetzt ganz zufrieden d'rin fahren,
Er hat uns ja Alles gewähret,
Was wir Passagier nur begehret,
Wir können vertrauen auf ihn ganz fest,
Daß er uns nimmer stoßen und umwerfen läßt,
D'rum hoch soll er leben, zu ihm woll'n wir sagen:
Geh' du nur nit dani von Wagen?

Der Bauer sagt, was er jetzt nicht sein möchte.

(Im Dezember 1849.)

Ih möcht hiazt nöd der Kaiser sein!
Ih könnt nöd ruawi schlafen ein,
Wann ich aft so bedenken thät,
Was ih noh alles z'thuen hät.
In Wean, in Graz, in Pest und Prach,
Bis i dö alli glückli mach,
Und wann i sechat d'Säck so laar,
Und überall das Geld so rar,
Ausgeben viel und 's geht nix ein —
Nan nan, ih möcht nöd Kaiser sein!

Ih möcht ah kan Minister sein!
Nur Arbeit bis in d' Nacht hinein,
Und statt dafür an „Geltsgott" z'ham,
Verschrein'n s' ihm, eh er auslegt, d'Kram.
Soll ob'n und unten thuen recht,
Und kann doch nöd so wie er möcht,
Auf allen Seiten stoßt er an,
Denn der will rückwärts, der voran,
Der Deixl möcht sich finden d'rein,
Nan, ih möcht kan Minister sein!

Ih möcht a hiazt kan Pfarrer sein!
Kan Zechent geht ihm nimmer ein,
Er soll a nix begehr'n, woll'n s' hab'n
Für's Taufen und ah für's Begrab'n,

Es zahlt kan Mensch kan Hochamt mehr,
Der Opferstock is ah nöd schwer,
Daß s' Meß hör'n that's fast nöthi sein,
In'n Weichbrunnkessel war a Wein,
D' Pfarrei'n trag'n hiazt gar weni ein,
D'rum möcht' ih ah kan Pfarrer sein!

Ih möcht kan Zeitungsschreiber sein!
Das fallat ma schon gar nöd ein,
Dö hom's gar schlecht, dö An'n dö woll'n:
Daß s'über alles loszieg'n soll'n,
Und thu'n sie's, gibt's viel Keierei,
Ma schlagt's von ob'n auf's Bratzel glei.
Und was mih noh verdrießet z'meist:
Daß Aner auf den Andern beißt,
Daß Gall sich mischt in d'Tinten drein,
Ih möcht kan Zeitungsschreiber sein!

I möcht a kan Verwalter sein!
Dö gengen so bald alle ein,
Und hiazt, dawal s' noh existir'n,
Thut's ah kan Mensch mehr respektir'n,
Amahl ham d'Bauern Händel, Ar
Auf's Amt bracht, hiazt is d'Kuchel lar,
Es haben all dö g'strengen Herrn,
Auf anmahl müssen gnädi wer'n,
Und d'Sporteln tragen nix mehr ein,
D'rum möcht i kan Verwalter sein!

Am liebsten möcht' ih gar nix sein!
In Keller haben guten Wein,
In Kasten brav Dukaten d'rin,
Daß ich für Alles g'sichert bin;
Mih um nix kümmern, um nix scher'n,
Nix bitten derfen, nix begehr'n,
Thun was ih mag, befreit von Noth,
An'n guten Mann sein lassen Gott,
Und mih in gar nix mischen d'rein,
So möcht ih Nix und Alles sein!

Druckfehler.

Seite 11,	Zeile 12,	lies:	Harun.
» 21,	» 8,	»	schlecht.
» 25,	» 7,	»	Wie nie.
» 51,	» 13,	»	nun.
» 54,	» 24,	»	Agib.
» 57,	» 11,	»	komme.
» —	letzte Zeile,	»	Diejen'gen.
» 58,	Zeile 25,	»	und der.
» 59,	» 21,	»	schenken sich.
» —	» 28,	»	Dir.
» 63,	letzte Zeile,	»	findet dieser.
» 65,	Zeile 11,	»	fechten.
» 68,	» 20,	»	zur.

Inhalt.

Gedichte.

Erzählungen.

Dramatisches.

Gedichte in niederösterreichischer Mundart.

Gedruckt bei A. Pichler's Witwe & Sohn.